

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Volksblatt. 1930-1933
46 (1932)**

213 (10.9.1932)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-505942](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-505942)

Tägliche Auflage: 17 000.

Einzelpreis 10 Pf.

Volksblatt

Tageszeitung der Sozialdemokratischen Partei für Oostfriesland

Hauptgeschäftsstelle: Wilhelmshaven-Küstringen, Katerstraße 76, Telefon Nr. 58 und 109; Geschäftsstelle Oldenburg: Achternstraße 4, Telefon Nr. 2508; Geschäftsstelle Nordham: Bahnhofstraße 5, Telefon 2259; Geschäftsstelle Brate: Bahnhofstraße 2, Telefon 341.

Der Bezugspreis beträgt 2,10 RM einjährl. Bestellgeld, Ausgabe A 2.— RM monatlich. Anzeigen: Die Einpaltige m-m-Zeile 12 Pf., Ausgabe A 10 Pf., für auswärts 25 Pf., Ausgabe A 20 Pf., Reklamen: Einpaltige m-m-Zeile total 40 Pf., auswärts 65 Pf.

Druck und V. Schmidt-Verlag, Hannover 18, der Sonn- und Feiertags-Druck.

Druck und V. Schmidt-Verlag, Hannover 18, der Sonn- und Feiertags-Druck.

Nummer 213

Sonntag, den 10. September 1932

46. Jahrgang

Es wird verhandelt. Die Nationalsozialisten auf dem Wege ins „System“?

Das Regierungslager und die schwarz-braunen Koalitionspartner haben beide den Regierungswagen bis an die Räder in den Dreck gefahren. Angesichts der drohenden Reichstagsauflösung, der man in beiden Lagern mit gemischten Gefühlen entgegensteht, werden in letzter Stunde lebhaft Bemühungen unternommen, die Karre so oder so wieder aus dem Dreck herauszuheben. Der Empfang des Reichstagspräsidenten beim Reichspräsidenten, in dessen Verlauf am Freitag die politische Entscheidung fallen sollte, war ein Schauspiel für Götter. Der deutsche Herr Graf ist Herrn Goering in die Parade gefahren, aber Goering und Hitler haben ihren Willen durchgesetzt, sie haben dem Reichspräsidenten ihren Wunsch nach Verhandlungen vorgetragen — und haben Erfolg gehabt!

Im Lager Papens hat man bis zur Stunde noch erklärt, daß die autoritäre Präsidialregierung keine Parteiverhandlungen vertrage, weil darin ein Rückfall in den Parlamentarismus und den Koalitions-Kuhhandel liegen würde. Dennoch hat der Reichspräsident sich bereit erklärt, am Dienstag 12 Uhr zwei Vertreter der Nationalsozialisten, zwei Vertreter des Zentrums und einen Vertreter der Bayerischen Volkspartei in Gegenwart des Reichsfanzlers zu empfangen. Die schwarz-braunen Koalitionspartner erblicken darin vorläufig Vorzeichen eines Einklinkens im Regierungslager, und die Hoffnungen, die sie daran knüpfen, nicht durch die politische Debatte im Reichstag stören zu lassen, sind sie einig geworden, den Reichstag am Montag nach der Regierungserklärung bis zum Mittwoch zu vertagen. Damit ist die „grundtätigste neue Art der Staatsführung“ wieder genau in die gleichen Bahnen gekommen, auf denen zurzeit der strengsten Innehaltung der parlamentarischen Grundgedanken der Verfassung Reichsregierungen auf Koalitionsgrundlagen in Rücksprachen und Verhandlungen vorbereitet wurden. Wären wir boshafte, so würden wir den unentwegten Gegnern des Parlamentarismus entgegenhalten, daß auch sie praktisch zugeben müssen, daß es ohne den — „Müllerismus“ eben nicht geht!

Zentrum und Nationalsozialisten haben im übrigen am Freitag ihre Koalitionsverhandlungen fortgesetzt. Die Verhandlungen sind bis nach oben an die Abschlus herangeführt worden und die schwarz-braunen Partner hoffen, am Dienstag dem Reichspräsidenten ein fest und fertiges Programm, auch über die personellen Fragen, vorlegen zu können. In ihrem Lager glaubt man, beim Reichspräsidenten schließlich doch noch ein Kabinett Papens ohne Papens erreichen zu können, und so dem Reichspräsidenten, der erklärt hat, daß er sich nach so kurzer Zeit nicht schon wieder von dieser Regierung trennen könne, den Weg zu erleichtern. Eine Kanzlerkandidatur kommt dabei nicht in Frage. In dieser Richtung liegt auch eine Neuerung des Berliner Nazi-Organen, in der es heißt:

Man läßt u. a. Versuchsbalkons aufsteigen, die wissen wollen, die NSDAP sei heute vielleicht nicht mehr so ganz abgeneigt, das anzunehmen, was man ihr am 13. August angeboten und sie ausgeschlagen habe. Ein sol-

cher Unfall der NSDAP, kommt natürlich gar nicht in Frage. Das einmal ausgefallene nehmen wir nachträglich nicht an. Eine „Lösung“, die die Auflösung des Reichstages vermeiden könnte, wäre für die NSDAP nur insoweit tragbar, als ihr dabei das gegeben wird, was ihr aus Grund der Verfassung zukommt und was das Volk mit Recht fordern kann. Falls in dieser Richtung ausföhrliche Verhandlungen von der Gegenseite noch angebahnt werden sollten, würde eine gewisse Verlangsamung der Abwicklung der Verhandlungen im Reichstag möglich sein.

Das heißt, daß eine Bigamie der Hitler's ausgefallen wird und auf eine „tragbare Lösung“ losgefeuert wird, die den Nazis einige Refforts und Verwaltungssitze geben soll. Das

steht sehr stark nach Einschwenken in „das System“ und den Parlamentarismus aus, gleichwohl ob die angestrebte Papenregierung ohne Papens dann als Präsidialregierung oder autoritäre Regierung bezeichnet wird. Das Wort von einer „tragbaren Lösung“ ist bezeichnend. Wir wissen kein anderes Wort, das so sehr die Atmosphäre von Koalitionsregierungen bezeichnet als das Wort „tragbar“.

Jedenfalls hofft man im schwarz-braunen Lager immer noch die Auflösung vermeiden zu können, weil man verhandelt. Man hat wieder Hoffnung, denn ebensowenig wie die Regierung denken Zentrum und Nationalsozialisten unbedorft an kommende Wahlen. Der Termin einer Auflösung des Reichstages ist jedenfalls durch diese Einleitung von Verhandlungen in letzter Stunde mindestens

bis zum Ende der nächsten Woche hinausgeschoben.

Eins aber ist deutlich erkennbar: die Nationalsozialisten sind mit fliegenden Fahnen auf dem Wege zum System der Koalition!

(Berlin, 10. September, Radiodienst.) In der heutigen Morgenpresse werden die Aussichten des für Dienstag beim Reichspräsidenten vorgelegenen Empfohlens der Parteiführer einer schwarz-braunen Koalition sehr verschiedenartig beurteilt. Immerhin ist auch die Reichspresse in ihrer Mehrheit der Auffassung, daß das Schicksal des Reichstages bereits entschieden und daran durch die Vorgespräche nichts mehr geändert wird. Trotzdem ist der Wille zur Vermeidung von Neuwahlen innerhalb der Regierung und auch innerhalb der schwarz-braunen Verhandlungsgemeinschaft unverkennbar.

Explosion auf einem Fährschiff. 100 Neuportaler Arbeiter getötet? — Bisher 37 Leichen geborgen. — Ueber 50 Schwerverletzte.

Bei einer Kesselexplosion auf der im Neuportaler Hafen verkehrenden privaten Dampfschiffe „General Locum“ wurden 39 Arbeiter getötet und 58 schwer verletzt, darunter auch der Kapitän. Die Arbeiter, zumeist Maurer, waren auf der Fahrt zu ihrer Arbeitsstätte, einem Zuchtshausneubau. Es ist zu befürchten, daß die Zahl der Todesopfer 100 übersteigt.

Die folgenschwere Explosion ereignete sich an derselben Stelle, an der vor 28 Jahren der Dampfer „General Locum“ brennend unterging. Die Berichte der Ueberlebenden der neuen Katastrophe geben ein grauenvolles Bild. Zahlreiche Arbeiter wurden hoch in die Luft geschleudert und stürzten mitten hinein in Schiffsräume und um ihr Leben kämpfende Menschen. Ueberdies ergoß sich das fließende Wasser des Kessels in den Strom, so daß die Schwimmernden vielfach schwere Verbrennungen erlitten. Einer der im Wasser Treibenden wurde von einem herabfallenden Mann getroffen und verlor ein weiteres Mal. Ein Augenzeuge will gesehen haben, daß der Kessel des Fährbootes wie eine Rakete in die Luft schoß. Ein Mann wurde in hohem Bogen in das fliehende Wasser geschleudert, die etwa 50 Meter vom Ufer entfernt ist, hinein, gesunken.

Das Schreckenssignal der Detonation hatte alle verfügbaren Fahrzeuge des Neuportaler Hafens zur Katastrophengasse gerufen; hundende schen der gesamte Hafenverkehr wie gelähmt. Die Feuerwehr barg eine Anzahl von Verwundeten, die durch die Wucht der Explosion auf die Dächer der Hafenkuppeln, Zolle- und Lagerhäuser geschleudert worden waren. Die Verunglückten, die von den Rettungsmannschaften geborgen wurden, hatten fast durchweg Verbrennungen durch fließendes Kesselwasser erlitten. Da sich die Katastrophe in der Nähe des Biers abspielte, umstanden Tausende das Ufer, unter ihnen, in banger Spannung, zahlreiche Angehörige der Opfer.

Arzt in der Sprechstunde erschossen.

In Halle wurde der Radarzt für Sanitätsheilen Dr. Woes, gestern mittag während seiner Sprechstunde einen Fremden, der sich als Patient eingeführt hatte, durch Re-

volverstöße in die Kniee niedergestreckt. Der Täter schloß, auf die Schiffe hin eile ein Patient, der sich noch im Treppenhause befand, auf die Straße und alarmierte die Polizei. Man fand Dr. Woes mit zwei Schüssen in Brust und Kopf betäubungslos auf und brachte ihn in die Klinik, wo er starb.

Als jener Patient, der die Schiffe hörte und dann die Polizei alarmierte, das Sprechzimmer verlassen hatte, befanden sich darin nur noch ein

Keine preussischen Steuergelder für Parteizwecke.

In letzter Zeit sind in der Reichspresse wiederholt Meldungen über eine angebliche Verausgabung preussischer Steuergelder im parteipolitischen Interesse durch die Regierung Braun erschienen. Die verfassungsmäßigen preussischen Minister legen sich dagegen mit folgender Anweisung zur Wehr:

In der „Berliner Morgen-Zeitung“ vom 6. September und den folgenden Tagen sind Angaben des Inhalts veröffentlicht, daß Steuergelder des Reiches und des Staates, die für Zwecke der Polizei, des Schutzes der Grenzlande und für verfassungspolitischen Reformen bestimmt waren, zur Wiederherstellung von Ruhe und geistiger Ruhe, zur Sicherung des Reiches und der deutschen Einigkeit, zur Abwehr von Terror und Verleumdungen gegen Parteipolitische Zwecke sind in keinem Falle verpfändet worden. Jede andere Behauptung ist eine Unwahrheit.

10 Jahre Zuchtshaus beantragt.

In dem Baderborner Nazi-Prozess stellte der Staatsanwalt am Freitag die Strafantrag. Er beantragte gegen Dr. Linden wegen vollendeten Totschlags, Waffenmißbrauchs, Bewaffnung zu politischen Zwecken

Herr und zwei Damen. Sie verschwanden alle drei spurlos. Das Operationszimmer, wo man den Arzt auffand, befand sich in völliger Ordnung, so daß an einen Raubmord nicht zu denken ist. Die Polizei tappt noch völlig im Dunkeln. Auch politische Momente scheiden aus, denn Dr. Woes ist in der Reichspresse politisch niemals hervorgetreten. Vielleicht liegt ein Raubmord an privaten Gründen vor.

und gemeinamer schwerer Körperverletzung eine Gesamtschuldenhaftung von zehn Jahren und fünf Jahre Ehrverlust, gegen die übrigen 13 Angeklagten wegen Waffenmißbrauchs, Bewaffnung zu politischen Zwecken, Beteiligung am Kaufhandel und gemeinamer schwerer Körperverletzung Gefängnisstrafen von sechs Monaten bis zu zwei Jahren. Sämtliche beschlagnahmten Waffen sollen eingezogen werden. Das Urteil ist frühestens am Montagabend zu erwarten.

Vor dem Präsidenten des Staatsanwalts stellte der Gerichtspräsident fest, daß bei Linden von einer Morphiumsuche nicht die Rede sein könne, er ein geistig normaler Mensch sei und seine freie Willensbildung nicht behindert wäre.

Frankreichs Schuldenregelung mit Amerika. Die französische Regierung hat es bisher unterlassen irgendeine amtliche oder halbamtliche Äußerung über ihre Absichten hinsichtlich der Schuldenregelung mit Amerika bekanntzugeben. Entgegen den Mitteilungen des „Echo de Paris“, daß Frankreich ein Ultimatum zu erklären gedachte, meldet am Freitag der „Antirancuneux“, Frankreich werde dem Gei- viel Englands folgen und auf ein Moratorium keinen Anspruch erheben. Herriot wolle erst später die völlige Annullierung der Schulden fordern. Er würde mit dieser Taktik klar den Willen der französischen Regierung unterstreichen, da die Frage der internationalen Reparationen unabhängig gemacht werden müßte.

Vermischtes.

„Eine Nacht in Monte Carlo.“

Nachdem war der Techniker Georg Seuk in einer Weberei in Bernad angeteilt und bewährte sich ausgezeichnet. Dann aber packte ihn eines Tages der Übermut und leiherte er es mit seinen Tugenden zu Ende. Eine Wahlsiegerin soll ihm angeblich prophezeit haben, er werde bald viel Geld gewinnen. Grund genug für ihn, um nach einigen erfolgreichen Verlusten im Lotteriespiel zu größeren Aktionen überzugehen. seinem Chef über 12.000 RM. zu entwerfen und nach Monte Carlo zu reisen. um dort die Bank zu sprengen. Er sprengte sie nicht, aber sie sprengte ihn. An einer einzigen Nacht, die allerdings den Vorzug hatte, daß sie in Monte Carlo spielte, verlor er Geld und den Glauben an sein prophetisches Glück. Und kaum kehrte er in die Heimat zurück, als er verhaftet wurde. Künig Monate Gefängnis verordnete das Gericht dem leichtsinnigen Glücksspieler, der von Monte Carlo für immer gema haben dürfte.

Das Geheimnis von Nola.

Aus Ragusa wird berichtet: Das hübscheste Mädchen am Lido war zweifellos Fräulein Nola. Außerdem schien sie über unerhöfliche Geldmittel zu verfügen, denn sie wohnte im ersten Hotel, trug teuren Schmuck und ihre Toiletten bildeten das Tagesgespräch am Strande. Kein Wunder, daß die geheimnisvolle Schöne häufig von einer Schar von Anbetern umgeben war. Aber selbst den leidenschaftlichsten Verehrungen gegenüber blieb Nola kalt und verschwand jeden Abend pünktlich um 8 Uhr auf ihrem Zimmer, da sie ihren nächsten Liebhaber verabschiedete, nur ihrer Gesundheit zu leben. Zur gleichen Zeit fand man seit Wochen nach einem gewissen Eindringler, der die Gäste um Sammel und Geld erleichterte. Nur das Hotel, in dem Nola ihr sittenreines Leben führte, war von dem Dieb noch nicht heimgefallen worden. Da man seiner nicht habhaft werden konnte, wurden überall Nachen aufgestellt. Eines Nachts sah man denn auch einen jungen Mann, der aus dem Fenster eines reichen Induktuellen kletterte und sich behende am Balkon herabließ. Zur allgemeinen Überraschung entpuppte sich dann der Falladenkletterer als die sagenumwobene Nola, in deren Zimmer man eine Vase mit den Namen zahlreicher Personen fand, die nach dem hohlen Geschöpf gelehrt werden sollten. Die Hoteliers atmeten auf, aber das Abenteuer war um eine Sensation ärmer geworden.

Das verhängnisvolle Fitt.

Ein wider Erwarten vorzeitiges Ende fand die Reise einer Bäuerin, die sich nach Budapest begeben wollte, um die langersehnten Schenswürdigkeiten endlich einmal in Augenschein zu nehmen. Seelenvergnügt sah sie allein im Abteil, als plötzlich zwei Männer das Abteil betraten, die heimliche Apparate in den Händen hielten. Sie erklärten, beauftragt zu sein, die Abteile zum Schutz gegen Ungeheuer mit ihrem Vertikungsmittel zu belegen und hielten schließlich die Frau, sich das Gesicht zu bedecken. Die Bäuerin, die die peinliche Sauberkeit der Behörden imponierte, willigte auch ohne weiteres ein. Sie hörte auch die Apparate flühen und verspürte einen stechenden Schmerz. Pöhlisch wurde es totentst. Als schließlich ihr die Situation etwas unheimlich wurde, sah sie unter dem Tuche hervor und merkte, daß die Männer bereits verschwunden waren — leider auch ihr Reisefeldschachen, mit dem schönen sauer ersparten Gelde.

Früh übt sich.

In Berlin wurden am Donnerstag der 25jährige Herbert Witwih und sein 23 Jahre alter Freund Werner Lüge unter der Beschuldigung des Bankbetruges verhaftet. Witwih und Lüge wurden nach längerem Kreuzverhör überführt, Mitte Juni ein Berliner Bankinstitut mit Hilfe eines raffinierten Tricks um 40.000 Reichsmark geschädigt zu haben. Die Kriminalpolizei sucht noch einen dritten Komplizen, einen gewissen Ernst Böhm.

Ein Wohltäter.

Der auf einer Autofahrt tödlich verunglückte Dresdener Baumeister Gäpfer hinterließ sein mehrere Millionen betragendes Vermögen fast vollständig wohltätigen Stiftungen und Einrichtungen. Der Hauptteil soll zur Errichtung eines Heimes für erholungsbedürftige, unbemittelte Dresdener Männer und Frauen dienen, die in jenem Heim unentgeltlich aufgenommen werden sollen. Auch der Dresdener Akademie der bildenden Künste, an der Gäpfer studiert hat, wurde eine größere Summe zur Verfügung gestellt. Die Akademie soll nach der Bestimmung des Verstorbenen alljährlich eine Anzahl jugendlicher Künstler zu Stipendiaten nach Italien senden.

Preis der Zeit.

Als der seit einem Jahr arbeitslose Olympiaflieger im Bantamgewicht, Hans Wendel, nach seiner Heimatstadt Nürnberg zurückkehrte, überbrachte ihm Oberbürgermeister Dr. Zuppe den vaterstädtischen Lohn: die Nachricht, daß eine große Motorenfabrik ihn anstellen werde.

Hochseefischereitarif gekündigt.

Der Lohn- und Manteltarif ist den zuständigen Berufsorganisationen der Seefleute vom Verein der deutschen Hochseefischerei-Nieder zum 1. Oktober d. J. gekündigt worden. Es ist eine Senkung der Steuer in ähnlichem Ausmaße wie bei der Handelschiffahrt beabsichtigt.

Sagen Sie mir, was Sie lesen, und ich werde Ihnen sagen, wer Sie sind! „Ich lese Dost, Virgil, Dostojewski und Homer.“ „Sie sind ein großer Lügner!“

Aus dem Bewerbungsschreiben um eine Lehr-Kingsstelle:

„... mein Sohn ist begabt, körperlich völlig gesund und ich bin überzeugt, daß er jeder Arbeit Widerstand leisten wird.“

„Da wir gerade von Liebe sprechen, Ellen, wieviel Geld verdient denn dein Bräutigam?“

Neue Abenteuer des Herrn Pimpelmann.

Von G. Th. Rotman.



1. Herr Pimpelmann hatte sich eines Tages ein Motorboot gekauft. Aus zweiter Hand; natürlich, denn Motorboote sind heutzutage teuer. Es war denn auch viel daran aufzufrischen, aber Herr Pimpelmann tat es von Herzen gern.



2. Nach wenigen Tagen war das Boot in Ordnung, und Herr Pimpelmann machte seine erste Fahrt. Hidepass — hidepass! Lustig ging es über die Wellen des Kanals hinweg. Der Pimpel war blau und die Sonne heiß, und alles atmete Ruhe und Frieden.



3. Seht, da drüben an der Wasserfante sah der Heinz Krause; durch seine Badenbärchen säufelte laßt der Wind. Seit einer Stunde verlor er, ein Fischchen zu fangen, aber das Mistvieh wollte nicht anbeissen. Jedoch, er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er doch nichts anderes zu tun hätte.



4. Raßt auf! Da kommt Herr Pimpelmann! In Gedanken vertieft, befindet er sich plötzlich hart gegenüber einem großen Dampfboot! Zu Tode erschrocken, dreht er mit einem Ruck das Lenkrad ganz um und schiffst sichurgete nach der Stelle, wo Heinz Krause sitzt und fischet.



5. Kraftad! O weh, da geht das ganze Brett der Anlegestelle in Trümmer; der arme Heinz schlägt einen gewaltigen Puzelbaum und taucht mit Torpedoschnelle „in den tiefen Grund“, bis er mit seinem Haupt auf den Boden stößt. Jetzt kann er sich umsehen, wo die Fische bleiben!



6. Aber Gott sei Dank! Im nächsten Moment kommt er wieder zum Vorschein und klammert sich an den Bootsrand, wobei das Boot, einer so einseitigen Belastung nicht gewachsen, sich wie ein Pferd zu bäumen anfängt.



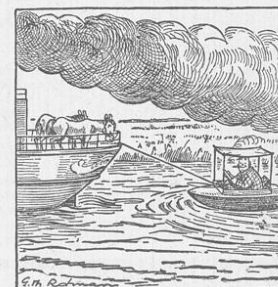
7. Aber der Heinz ist ein gewandter Kerl, er zieht sich auf und klettert eins, zwei, drei, an Bord. „Wart einmal!“ ruft er aus, „ich werde es Ihnen einfallen, einen unschuldigen Mitmenschen zu torpedieren!“ Ingeleit pringt er dem Herrn Pimpelmann auf den Rücken und drückt ihn mit dem Gesicht aufs Lenkrad.



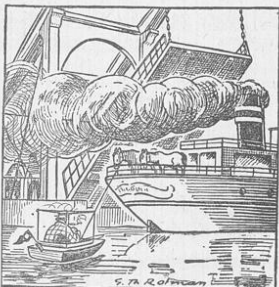
8. Und nun erhält der arme Mann seine Tracht Prügel, daß ihm die Ohren glühen. Da aber das Boot nicht gelenkt wird, stößt es bald mit der Nase auf einen Baggerprahm und zum zweiten Male schlägt der Heinz einen Puzelbaum, wobei er kopfüber in der biden, warmen Baggermaße landet.



9. Indem Herr Pimpelmann schleunigt macht, daß er wegstommt, wird der Heinz von den Baggerleuten aus einer furchtbaren Lage gerettet. Ach, ach, wie sieht der arme Burde aus! Der Baggerflamm triefte wie eine dicke Schokoladencreme an seinem Kopfe herab; es glüht und schimmert wie Wagenschmiere.



10. Inzwischen tößt Herr Pimpelmann immer weiter, bis er ein großes Boot, das beim Näheren einer Aufziehbrücke die Fahrt vermindert hat, einholt. „Wart, ich lasse mich ziehen!“ denkt er, „das wird mir Benzin ersparen!“ Mittels eines Laues, das mit einem Galen versehen ist, ist die Sache schnell erledigt.



11. Hoch geht die Brücke. Der Dampfbootkapitän zahlt das Brückengeld, aber der schlaue Herr Pimpelmann denkt: „Man wird mich sicher überleben, und ich komme ohne Zahlen hindurch.“ Ei, ja, da hab ich einen recht vorteilhaften Tag! Daß es aber weniger „vorteilhaft“ wurde, als er sich gedacht hatte, das werden wir bald sehen.



12. In der Tat, der Brückenwärter sah Herrn Pimpelmann nicht. Aber hört nun, was die Folge war. Nicht sobald war das große Dampfboot hindurch, als bams! die Brücke wieder hinunterging. „Hilf! Hilf! Fort mit dieser verfluchten Brücke!“ schrie Herr Pimpelmann, der gerade drunter geraten war und nun in der Klemme saß.

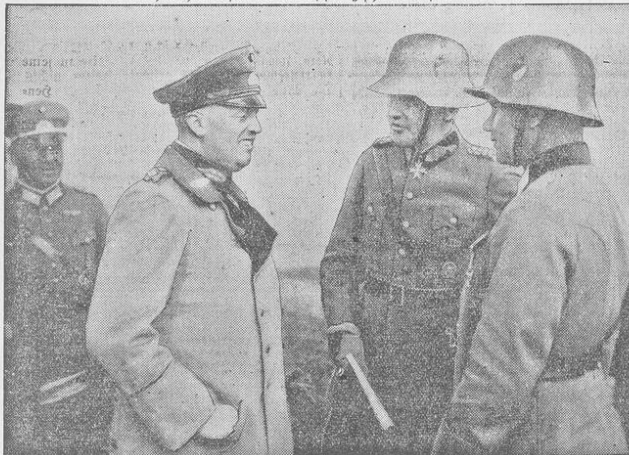
~ Bilder vom Tage ~

Die großen Luftschußübungen an der Küste von Ho lstein.



Oben links: Flugabwehr-Maschinengewehr in vergastem Gelände in Tätigkeit. Daneben: Schulfrauen bringen sich aus einem vergastem Gebäude mit nassen Tüchern und Mullbinden vor dem Munde in Sicherheit. Unten links: Ein Gasherd wird durch Streuen von Chlorkalk unschädlich gemacht. Daneben: Ein Radfahrer verlinket der Bevölkerung den Schluß der Übung. — An der holsteinisch-medlenburgischen Grenze fanden unter Leitung der Reichsmarine und des deutschen Luftschußverbandes groß angelegte Luft- und Gaschüßübungen statt, die vor allem die Bevölkerung über ein richtiges Verhalten während eines feindlichen Flugzeugangriffes aufklärten.

Der Reichswehrminister bei den ostpreussischen Divisionsmanövern.



Reichswehrminister von Schleicher (vorn links) im Gespräch mit dem Befehlshaber des Reichswehrkommandos I (Königsberg) Generalleutnant von Blomberg (Mitte). Die diesjährigen ostpreussischen Reichswehrmanöver wurden durch die Anwesenheit des Reichswehrministers ausgezeichnet. Herr von Schleicher gab dabei ein vielbeachtetes Interview, in dem er die Entschlossenheit Deutschlands betonte, Ostpreußen gegen jeden Angriff mit allen Mitteln zu verteidigen.

Junge Faschisten turnen vor dem Duce.



Die faschistische Jugend führt den für das italienische Heer so bezeichnenden Kurzschritt vor.

Der Weltmeister der Berufsskizzen.



Der Belgier Joseph Scheerens siegte bei den Radweltmeisterschaften in Rom im Flegelrennen der Berufsfahrer und errang damit den Weltmeistertitel.

Zu dem Grazer Sterilisierungs-Skandal.

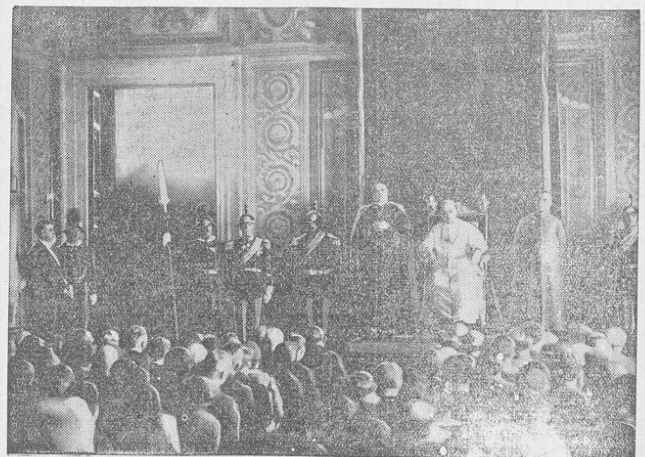


Der Anarchist Pierre Ramus (Rudolf Grohmann) soll propagandistisch für die Idee der männlichen Sterilisation tätig gewesen sein und dadurch in Graz eine wahre „Bewegung“ ins Leben gerufen haben, bei der Kurpfuscher gegen Entgelt durch operative Eingriffe junge Männer unfruchtbar machten. Die in dieser Angelegenheit festgenommenen behaupten, aus ideellen Gründen vor allem in Anlehnung an Tolstoj'sche Lehren gehandelt zu haben.

Jetzt beginnt auch für unsere Blaujaken die Manöverzeit.



Der Papst empfängt die Teilnehmer des physiologischen Weltkongresses.



Papst Pius XI. begrüßt im Vatikan die Teilnehmer des Internationalen Physiologischen Kongresses, der gegenwärtig in der italienischen Hauptstadt tagt.

Für den Sonntag

UNTERHALTUNG • BELEHRUNG • WISSEN
BEILAGE DES „VOLKSBLATTES“ AM 10. SEPTEMBER 1932

Henning Stohlsfatt. / Erzählung von Herm. Rörding.

Auf der „Kranz“, einem mittleren Bauernhof in der weiten, grünen Mark, war ein neuer Hoffnung ausgegangen. Der alte, knurrende Bauer hatte ihn, als er Sonntagmorgens auf die Hofstelle kam, von unten bis oben angesehen und dann in seine Bartkoppeln gerückt: „Gut und Knospe! Naussuttern!“ Er lagte überhaupt nicht viel, der Bauer, und wenn er einmal die Lippen auseinanderbrachte, so kam es auf eine knurrende und unfreudliche Weise heraus. Seine Natur hatte sich auf das ganze Haus übertragen, so daß über allem ein Nebel von Ungüte, ja Feindseligkeit lag.

Auf diesen Hof kam Henning Stohlsfatt, der kleine Sohn, als er eben aus der Schule entlassen war. Er war in der Stadt aufgewachsen, in einem Hause, wo es wenig Riet, aber viel Rachen und Gingen gab. Sein Vater war Maurermeistermann gewesen. Man sagte von ihm, daß er gut für zwei hätte gelten können. Er arbeitete flott weg und konnte dabei noch die anderen mitnehmen. Er piffte wie die Amsel und sang wie sein Väter.

Der kleine Henning hat viel von der Natur seines Vaters mitbekommen. So, der alte Stohlsfatt hatte seinen Sohn, der der einzige zwischen drei Deerns war, noch in seiner fröhlichen, unbefürchteten Art bestärkt. „Arbeiten muß sein“, pflegte er zu sagen, „aber nicht ohne Spaß.“

Am ersten Montagmorgen saßen die von der „Kranz“ auf der großen Diele alle beim Essen um den großen Tisch herum. Der Bauer oben, Henning unten. Es wurde ohne ein Wort haktig gegessen, so, als gelte es die Wette, wer zuerst fertig würde. Henning sah auch. Aber ab und zu sah er sich verwundert um. Er war es zu Hause anders gewohnt gewesen. Da hatte der Vater seine Stühle bei der Mahlgel gemacht. Jeder hatte sich bemüht, den anderen auf einen bestimmten und guten Platz aufmerksamer zu machen. Und der Vater hatte immer den besten bekommen.

Henning bemerkte mit wachsendem Erstaunen, daß niemand Miene machte, auch nur ein Wort zu sagen. „Na, dachte er bei sich, einer soll ja man den Anfang machen. Er guckt der Bauer freundlich an und sagte in launhafter Weise: „Schönes Wetter heute!“ — Es war als wenn der Blick eingeschlagen hätte. So was hatte man auf der „Kranz“ noch nicht erlebt. Hin und wieder hatte wohl der Bauer ein Wort zu dem Großknecht gesagt, und der hatte mit „Ja“ und „Nein“ geantwortet; aber daß nun der Väter, das war denn doch ganz unheimlich. Sprachslos und ratlos sah um den Tisch herum die einen den andern an. Nur der Kleine, der das Unheil angerichtet, blieb ganz unbefangen. Man hatte sich noch gar nicht vom Verwundern

erholt, da fuhr der kleine Rest höchst unheimlich fort: „Dünkt mich wenigstens!“ und sah sie alle der Reihe nach mit fragendem, freudlichem Gesicht an. — Das ging denn doch zu weit. Der Bauer räusperte sich — das klang, als wenn eine Heile über rosiges Blech gezogen wird — und knurrte: „Snut ... Snut ... uff, uff!“

Henning sah ihn erstaunt an und schwie. Nach einiger Zeit aber, als man fast mit der Nachkost fertig war, dachte er bei sich: Sollt es doch noch einmal versuchen, ob du nicht doch noch ein kleines, gemüthliches Gespräch zulegen bringst. Allerdings machten ihm die Fliegen, die in großer Menge den Tisch umjimmten, einen Strich durch die Rechnung. Er hatte schon vielmals mit der freien linken Hand nach ihnen

geschlagen. Nun wurde es ihm zu heiter. Er legte unwillig den Löffel hin und schlug mit beiden Händen um sich und dann flüchtig auf den Tisch. „St! ja auch rein zu toll! Treten einen immer ins Gesicht!“ Alles hatte aufgehört zu essen. Die Dienstboten fixierten in ihre Schürze. Das Gesicht des Bauern, von Wind und Sonne braunrot, lief fast blau an: „Uff, uff! Brauchen keinen Bröckel! Rut, rut!“ Henning hatte keine Ahnung, daß das ihm gelten sollte. Aber da er mit dem Essen fertig war und alle anderen auch den Löffel hingelegt hatten, stand er auf und sagte: „Mahlzeit!“ — Alles sah den Bauern an. Der öffnete ein paarmal den Mund, schloß ihn auch wieder, so daß es auslief, als wenn ein Karpfen nach Luft schnappt. Dann stand auch er auf, nahm seine

Mütze vom Nagel und ging davon. Es war kein Zweifel, er fühlte sich der Lage nicht mehr gewachsen.

Die Knechte standen auf der Hinterdiele da. Henning mitten unter ihnen. Der arme Kerl hatte keine Ahnung, daß er die Ursache dieser Verwirrung sei. Er sah sich freudig um: „Na, denn laßt uns da man weiter machen, wo wir aufgehört haben!“ Der Großknecht sah ihn wie ein Wunderkinder an. Aber man tat, wie Henning gelacht hatte.

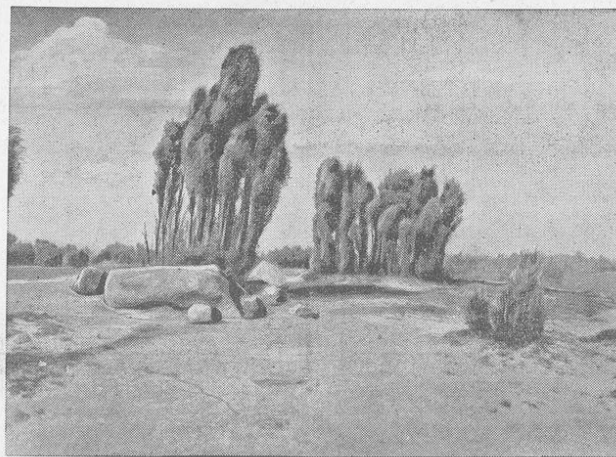
Der Bauer sah in der Dürst und sah um. Henning hatte keine Ahnung, daß er nicht, denn er horchte auf seine eigenen Gedanken. Das war ja wohl Revolution im eigenen Hause. So'n Böse! Naussuttern! Er griff nach der Mütze. Aber auf dem Wege zur Tür hielt er inne. „Was hatte er gesagt?“ Die ollen Fliegen treten einen immer ins Gesicht! „Naussuttern!“ Am Gesicht des Bauern arbeitete es. Kein Mensch konnte wissen, was das werden sollte. Er ging in der Dürst hin und her. Dann blieb er plötzlich stehen, schlug sich auf beide Schenkel und pläzte mit lautem Gelächter heraus: „Der Kerl! Treten einen immer ins Gesicht! Haha! Ins Gesicht!“

Inzwischen gab Henning sich Mühe, seine Arbeit richtig anzustellen. Sie waren bald, die letzte Fische am Grabenrand abgehauen. Jeder hatte seinen Streifen. Henning würgte mit dem Spaten, der ebenso groß war wie er selbst, auf Tod und Leben in der bindigen Markherde herum. Der Schweiss lief ihm über Nase und Augen. Da kam der Großknecht auf ihn zu und sagte: „Immer langsam voran! Du brauchst nicht gerade ein Tagelöhner in einer Stunde zu machen.“ Henning sah sich um und bemerkte, daß er den anderen voraus war. „Ja“, sagte er, „so'n neuer Befehl!“ Der Großknecht lachte.

Das Abendessen dieses Tages verlief ohne Zwischenfall, denn Henning war rechtlich müde und froh, daß er die Beine tramm machen konnte. Aber am nächsten Morgen, da war er wieder an der. Schon bei der Morgenlunge ging es los. Man hatte lange schweigend gelächelt. „Was soll denn heute mal passieren?“ — „Uff — uff!“ Weiter kam der Bauer nicht. Henning, fowas! Das war ein Eingriff in seine Herrlichkeit. Aber es erfolgte weiter nichts. Die Mahlgel ging schweigend zu Ende. Henning hatte keine Antwort auf seine Frage bekommen.

Als inbald der Bauer die anderen Leute mit kurzen Worten angewiesen hatte, sagte er unermüdet zu Henning: „Komm mit Jung!“ Sie traten zusammen in die Dürst. Der Bauer ließ sich in den großen Ohrentapfeln fallen, in den schon sein Großvater gefallen war, und schaute nach einem geeigneten Platz. Er sah Henning prüfend an. Henning sah ihn wieder an und lächelte. „Mutterwieg!“ sagte der Bauer, „Aa, von Väter“, antwortete der Junge. Der

Die Lüneburger Heide, das schönste Reisefiel im Herbst.



Waldherdegruppe und Hünengrab in der Heide. — In diesen Herbstmonaten bietet die Lüneburger Heide wohl eine der schönsten Reisefiele in ganz Europa. Überall steht die Erle in Blüte und bildet mit den dunkelgrünen Waldherden ein Bild von eigenartiger Stimmung. Man kann kilometerweit durch die Heide wandern, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen und sich so dem Eindruck vollster Naturreinlichkeit hingeben.

Naturwissenschaftliche Plauderei.

Schwimmende Kontinente.

Von Bruno S. Bürgel.

Dem kleinen Menschen erscheint der mächtige Erdball, den er bewohnt, als eine feste, feste Kugel. Sicht er nur den hellen blauen Himmel, so scheint ihm die Erde fest und unverwundbar. Und als noch selbstverständlicher wird, daß die Anschauung hinterlassen, daß die großen Erdteile, Amerika, Afrika, der große zusammenhängende Landkomplex von Europa und Asien (von der Wissenschaft als „Eurasis“ bezeichnet) hart und unverändert im Kern der Mutter Erde verankert sind, ihren Platz bis in alle Ewigkeit beibehalten. Wohl kann man sich vorstellen, daß das Meer an den Rändern der Kontinente nagt, sie im Laufe von Jahrhunderten um geringe Beträge mindert, wohl wissen wir, daß Frost und Hitze, Wasser und Wind am Gestein arbeiten und endlich selbst hohe Gebirge zerstören, aber die mächtigen Kontinente selbst haben wir doch immer für unzerstörbar und unbeweglich gehalten.

Alfred Wegener hat, gestützt auf ein reiches Tatsachenmaterial, die Theorie aufgestellt, daß die ungeheuren Festlandmassen der Kontinente gewissermaßen „schwimmen“ und im Laufe sehr langer Zeiträume ihre Orte auf Erden, ihre Lage zueinander verändern, womit wieder wichtige klimatische und sonstige Veränderungen auf Erden verbunden sind.

Die schweren Massen der Tiefen, auf denen die leichteren Massen der Kontinente ruhen, werden nach abwärts schiefelnd und beweglich, und man kann daher sagen, daß die großen Kontinente der Erdoberfläche in diesen Tiefen gleiten, wie etwa ein schwerer Eisblock auf schiefer Ebene in einer fast festen Leermasse sehr langsam weitergleitet, wenn auch natürlich die ganzen Verhältnisse im Erdinneren nicht so einfach und einseitig liegen, ein ganz langwieriger Übergang stattfindet und viele andere physikalische Bedingungen eine Rolle spielen, die schwer abzuschätzen sind.

Wegener weist nun nach, daß die großen Landmassen seit grauer Vorzeit infolge dieses „Schwimmens“ in Bewegung sind, und zwar

lassen sich zwei Bewegungsrichtungen unterscheiden, eine nach Westen zu und eine nach Ost nach dem Äquator gerichtet. Wennschon diese Bewegung sehr langsam vor sich geht, offenbar im Jahr nur wenige Meter beträgt, müssen doch im Laufe der Jahrhunderte die Landmassen auf Erden stark ihren Ort ändern. Die Erdoberfläche muß in ferner Vergangenheit eine weitestgehend andere Verteilung der Länder und Meere gehabt haben. Dafür bringt der Forscher denn auch viele Beweise. Er zeigt z. B., daß Amerika, die große Landmasse des Westens, früher mit Afrika und Eurasien (Europa-Asien) zusammenhing. Durch eine Kluft sehr interessanter Gegenüberstellungen macht er das wahrheitsähnlich. Fast man (populär gesprochen) die beiden auseinandergerissenen Landbecken heute wieder zusammen, so sieht man, wie der Küstenverlauf, die Richtung von Gebirgszügen in Südamerika und Südafrika, Eiszeitgebiete in Europa und Nordamerika, bestimmte Gebirge in Nordeuropa und Neufundland so auffallend ineinander übergehen, daß man nur annehmen kann, die beiden mächtigen Landkomplexe haben einst zusammengehört und sind durch jene Bewegung auseinandergerissen worden. Es ist ganz unmöglich, daß sein zufällig der Küstenverlauf und Gebirgsbau nach Lage, Gesteinsart und Entstehungszeit dort, jenseits des Atlantischen Ozeans, mit den gleichen Verhältnissen in Europa und Afrika zusammenpassen soll.

Bei der nach Westen gerichteten Schwimmbewegung der Landmassen ging also der Teil des Festlandmasses, der heute Amerika nennen, voran. Der Atlantische Ozean war damals ein Binnenmeer. Durch Spannungen und Zerrungen in der Landmasse entstanden dann Brüche an eingelenkten Stellen, und hier — zunächst zwischen Südamerika und der großen mitteleuropäischen Einbuhrung — entstand der Riß, der zu einer Trennung dieser großen Erdteile führte. Der südliche Teil des festesten Amerika eilte voran, der Norden folgte langsam, aber immer größer wurde der Abstand

zwischen der mächtigen Landmasse, die wir heute die „neue Welt“ nennen, und dem Kontinentalblock des Ostens, bestehend aus Afrika und Eurasien. Es ist da allerdings noch viel zu klären; denn weshalb jene Landmasse vorwärt eilte, diese zurückblieb, ist nicht recht ersichtlich. Natürlich ging das „Schwimmen“ (wenn man so sagen darf) nicht so reibungslos vor sich, als wenn ein Eisblock im Meer dahintreibt, denn das Material, in dem die Kontinentalmassen weitergleiten, besteht aus ungeheuren Widerstand entgegen. Dadurch kam es zu Verschiebungen der Landmassen, zu Ausfaltungen der mächtigen Gebirgsketten am Westrand Amerikas, der ja in der Bewegung die Stirnseite war.

Langst war es den Geologen und Paläontologen aufgefallen, daß sich in Ostindien, Australien, Südafrika, Südamerika gleichartige geologische Formationen finden, aber auch gleichartige Reste von ausgestorbenen Lebewesen früherer Erdzeiten. Man hatte den Eindruck, daß diese Gebiete einst miteinander in Verbindung standen, sprich von einem verfunkenen Urkontinent, „Gondwanaland“ genannt, der die Verbindungsbrücke zwischen den genannten Erdbecken abgab haben soll.

Wegeners Theorie löst auch dieses Rätsel. Es ist in höchsten Maße wahrscheinlich, daß in grauer Vorzeit überhaupt nur eine große zusammenhängende Landmasse bestand, die durch mächtige Kräfte zerrissen wurde. Man kann dabei sowohl an starke Spannungen und Explosionswirkungen im Erdkörper selbst denken, wie an Einwirkungen aus dem Weltraum, etwa an die Anziehungskraft eines Weltkörpers. — In diese Zeit immer mehr erweiternde Risse ergossen sich die Wasserflächen des Ur-Ozeans. An anderer Stelle wurde infolge des Schubes und Druckes des auseinanderbrechenden Urkontinentes das Land aufgetaucht, zum Teil eingestürzt, emporgedrängt, zu Gebirgen aufgefaltet. Wir sehen, daß sich die Entstehung der Ur-Gebirge unseres Planeten so sehr schon erklären läßt, und in etwas anderer Weise, als bisher. Jedenfalls aber zeigt uns Wegener, der hervorragende Forscher fand im Jahre 1930 auf einer Grönland-Expedition den Tod) mit fast zwingender Eingridlichkeit, daß die frühere Verteilung von Land und Meer anders war, und daß die heutige Gliederung der Kontinente der Erde auch wieder veränderlich ist. Noch immer erneuern sich da und dort alte Risse „schwimmen“ die Kontinentalblöcke unendlich

langsam weiter. Europa bewegt sich nach Süden, das amerikanische Festland nach Westen, Afrika und Asien scheinen (siehe den Riß des Toten Meeres) auseinanderzutreten.

Schwieriger ist es schon, die Ursache der Bewegung der Kontinente klarzumachen. Man hat sie vor allem darin gefunden, daß der Schwerpunkt der Kontinentalblöcke höher liegt als der Schwerpunkt der ihnen verdrängten tieferen Erdschichten. Infolge der Drehung des Erdballes um seine Achse können so gegenseitige Verschiebungen der Massen eintreten. Wenn auch die Verschiebungen sehr langsam sind, so müssen sie doch mit unseren heutigen sehr kleinen Maßstäben im Laufe einer Reihe von Jahrhunderten bemerkbar werden, denn es ändern sich ja durch geographische Länge und Breite der Erdorte. Man hat derzeitige Veränderungen vor allem in Grönland tatsächlich festgestellt. Der Abstand Grönlands vom europäischen Festland wächst jährlich um etwa vierzig Meter. Überlegt man sich nun, daß im Laufe der Zeiten die mächtigen Landkomplexe große Verschiebungen erleiden haben, so wird klar, daß damit auch gleichzeitig der Schwerpunkt der ganzen Erde immer wieder verändert wurde und weiter verändert wird. Man stelle sich einen Kneifel vor, auf dessen Oberfläche die Weltkugel angebracht ist. Verändern wir deren Abstand, Lage und Verteilung, so muß sich auch die Drehungsachse des Kneifels ändern, und das gleiche wird auch bei der Erdkugel der Fall sein.

Mit anderen Worten: Die Lage der Pole und des Äquators müssen sich ändern; im Laufe sehr langer Zeiträume muß das Klima der einzelnen Gebiete stark schwanken. Das ist ja auch tatsächlich der Fall. Die Erde hat, wie wir wissen, große „Eiszeiten“ durchgemacht, die Jahrhunderte dauerten. Vor hunderttausenden Jahren war Norddeutschland so unter Eis begraben wie heute Grönland, und wir wissen, daß selbst in der heutigen heißen Zone Spuren früherer Eiszeiten angetroffen werden. Wegeners Theorie steht auch diese Eiszeiten unter einem anderen Gesichtswinkel. Nach ihr wäre anzunehmen, daß zur sogenannten Eiszeit der Nordpol im Stillen Ozean, etwas nördlich der Mariannens-Insel lag, in der der Äquator durch Mitteleuropa ging.

(Wir entnehmen dieser Abhandlung mit Erlaubnis des Verlages Weidmann dem neuen Buch Bürgels: „Die Weltanschauung des modernen Menschen“.)

Bauer lachte. „Gefällt mir. Nicht bange!“ Denning wußte nicht recht, was er sagen sollte. Darum schwieg er. Der Bauer begann wieder: „Hör zu, Schulmeister! Was lernen! Hier bleiben! Uff — uff!“

Denning verstand, was gemeint war. Er ging mit zwei großen Schritten auf den Bauern zu und hielt ihm die flache Hand hin, so, als wenn er ein Hoch Ochen zu verkaufen hätte: „Schlagt ein! So bleibe hier!“ Der Bauer lehnte sich beschuldigend zurück. „Kann Späß vertragen?“ Es schien, als wenn er sich mit seinem Zitiert in ein gemütliches Gespräch einlassen wollte, aber er hatte nicht mit Denning gerechnet. Der machte eine mimische Miene, warf sich in die Brust und murmelte: „Keine Zeit, muß arbeiten! Uff — uff!“ Ganz erschrocken sah ihn der Bauer an. Dann lachte er, daß ihm die Tränen die Backen herunterliefen.

So ging das Leben auf der „Kranz“ seinen Gang. Aber genauer hinab, bemerkte aber, daß ganz allmählich eine recht bedeutende Veränderung mit den Besohnern der „Kranz“ vor sich ging. Die Gefährten wurden freundlicher, es flog einmal ein Lachen auf, zunächst selten, dann häufiger; die Mäde summen ein Lied beim Witzelschütteln; würde kaum noch ein verächtliches Schmunzeln.

So hätte die Geschichte schön und glücklich enden können. Denning hätte sich ein gelaudes, hübsches, mütterliches Mädchen zur Frau genommen, er wäre dann Bauer auf der „Kranz“ geworden, und der Alte hätte seine späten Tage mit Lachen und Schmauchen in lauter Sonnenschein verbracht. So hätte es kommen können.

Der Feldweg.

Reinhold hatte Hans hatte Grete im Kopf, das war die Mädchen auf dem Reichshof. Daß er abends im Stachelbergweg auf der Wauer. Von dort konnte er die Räder überblicken und Grete arbeiten sehen.

Es war zu der Zeit, wo nach dem großen Blüten alles reift und wächst. Wieder ging eine Dämmerung über das Feld, und Hans hockte im Garten. Da kam Grete heraus. „Ich geh' noch mal rüber!“ rief sie der Bäuerin zu. Hans blickte sich. So lang er war, lag er unter dem Gesträuch. Wild pochte sein Herz an die kühle Erde.

Grete lachte still in sich hinein. Sie hatte ihn längst gesehen; häufig schon. Sie mochte den Hans wohl leben. „Ja, Hans!“ sagte sie. Hans kam hoch. Rot wie ein Liebesapfel war er. Er konnte das Mädchen nicht ansehen. Da plumpste ein Apfel vor seine Füße. Den hob er auf und sah sich hin. „Brrr!“ machte er, „der schmeckt noch nicht!“ Grete lachte hell auf; Hans auch.

Die Gartentür fiel ins Schloß, und draußen auf dem Feldwege flatterte im leichten Winde Gretes blaugelbes Kleid. Der Feldweg führte rund um eine Tannenplantation. Im Abendfrieden lag das Feld. Jemand sang noch eine Drosche.

Als das Mädchen nicht mehr zu sehen war und Hansens Kopf sich abgelehnt hatte, dachte er: Sie geht so herum. Wenn ich nun andersrum gehe, da... Da lief er auch schon los. Erleben, wo zwei mächtige Eichen ihre Äste breiteten, mußte er ihr begegnen. Aber aus der Eile wurde ein Hin- und Her. Er träumte von der Grete. Ja, er wollte sie fragen, ob er sie begleiten dürfte; er wollte sie mal in ihren braunen Arm theilen; er wollte am nächsten Sonntag mit ihr zum Tanze gehen.

Als er so grübelte, sah er ihr helles Kleid aus der Dämmerung schweben. Wogewicht waren seine Träume. Was wollte er ihr noch sagen? Er konnte doch nicht stehen bleiben! Dann hätte Grete geglaubt, er launete ihr auf. So ging er ihr langsam entgegen. „Na, Grete, was machst du hier denn?“ fragte er.

„Ich geh' mal rüber!“

„Ich auch!“ antwortete Hans.

„Ganz rundum noch?“

„Ja“, sagte Hans.

Und beide gingen weiter; Grete dort herum, Hans dort herum. Als Grete in die Nähe des Gehöftes kam, dachte sie: Ach, es ist so schön draußen; geh' man noch einmal run!

Denning fuhr mit dem Jungfernstich in zwei gespannten Sand von der hohen Geest auf den Zufahrtsweg. Es waren zu viele Schlaglöcher entstanden. Die Sandgrube lag tief, und sie hatten jeden vollen Wagen mit vier Pferden heraus. Das machte Denning Spaß. „Ermal rief er: „Wie lang! Wie lang hat, läßt lang hängen!“ Er lachte laut, so daß zwei hübsche Mädchen, die oben auf der Rante Seide pflichteten, mitlachten und ihm zwinkten. Sie hatten ihn alle gern, den frischen Jungen. Die vier kräftigen Pferde sogen an, und führten in raschem Lauf den anstehenden Weg aus der Sandgrube empor. Auf haltem Wege durch das linke Vorderrad trachend zusammen. Krachen und Speichen splitterten. Denning, der vorn auf dem vollen Fuder saß und die Zügel hielt, kürzte topfüber auf den Weg. Die erschrockenen Pferde rissen den Wagen über ihn weg. Dann standen sie.

Der schöne Junge! Da lag er mit zerdrückter Brust. Kein Atemzug kam mehr aus seinem Munde! Welch ein Unglück!

Der Bauer sah ratlos umher, als man Denning Stohlfatt auf den Hof brachte. Er mußte es glauben, weil er es mit den eigenen Augen sah, aber verstehen konnte er es doch nicht. „Alles nichts!“ Uff, uff!“ knurrte er, und man sah ihn den ganzen Tag nicht mehr.

Der Hof auf der „Kranz“ liegt wieder dumpf und trübsallos da. Denning Stohlfatt ist ja nicht mehr. Denning Stohlfatt, der gute Geist des Hauses, der fröhliche, fröhliche Mensch, die Seele des Guten!

Hans war mähmutig. Aber es dauerte nicht lange, da träumte er schon wieder. Ja, wenn Grete am nächsten Abend wieder rüberum ging, dann wollte er einfach hinterher gehen und sie umfassen; und küssen wollte er sie auch. Als das Gehöft in Sicht kam, dachte er: Es ist noch so schön draußen; ich will man noch einmal rundum gehen. Dunkel lag die Tannenplantation. Brädelnde Wärme sickerte heraus. Die magde das Blut unruhig. Wie eine Fei war die Nacht; hoch und warm und still. Bei den Eichen sah Hans etwas Helles auf sich zu kommen. Grete war's. „Was“, sagte er erstaunt, „bist du noch einmal rumgegangen?“

„Ja, Hans!“ Der Kleinmüßte hüfte die Hite in seinem Kopfe. „Du, Grete...“ murmelte er. Dann mußte er nichts mehr. Er sah an dem Mädchen vorbei über die Koppeln. „Was denn, Hans?“ Warm und weich war die Stimme des Mädchens. „Ich meine... ist es dir nicht zu dunkel hier?“

„Ich bün bescheiden wesen.“

Siner wahren Begebenheit nacherzählt.

Wilhelm Meier war Gemeinbediener, Nachtwächter und Besenreiter in einem lieblichen Dörfchen. Weil es der Meier viele im Orte gab, hatte jeder seinen Spitznamen. Und da unser Meier sich in allen Kriegen, Revolutionen und Infanteriegezeiten als ein guter Patriot erwiesen hatte, nannte man ihn überall den „deutschen Wilhelm“. Er war ein ordentlicher Kerl, der sich leicht und recht durchs Leben schlug: grundehrlich, arbeitfam und gewissenhaft! Eines Tages war er zum Holzspalten auf der Warte tätig. Bei der Abrechnung mit dem Herrn Pastor fand dieser Meiers Arbeit sehr mäßig und glaubte, ihm als Zeichen besonderer Anerkennung und Dankbarkeit noch eine Zigarre anbieten zu müssen. Er entnimmt seinem Zigarrenschrank eine fast noch nicht angebrochene Kiste feinsten Havannazigarren und bietet unsern „deutschen Wilhelm“ diese an. „Oh, Herr Pastor!“ stottert er verlegen, windet sich noch ein bißchen — dann ein Geißel gutes halbes Duzend erhält die schmeckliche Redie. Schnell verschwinden sie in der inneren Rocktasche. Unter ungelenten Verbeugungen und vielen Dantesbezeuerungen verabschiedet sich „Wilhelm“, während der Herr Pastor plötzlich sehr förmlich geworden ist. „Unerschämtheit!“ so kommt es ihm ungewollt über die Lippen. Doch unser Wilhelm hört dies nicht mehr. Er dachte auch ganz anders über den Fall. Hören wir, was er darüber abends im Krug erzählt. Als ihn seine Statbrüder seiner blumigen Savanna wegen anboten, läßt er sich

folgendermaßen vernehmen: „Oh, si stit woll de „Bauchbinde“ in'n Weg! Ja, dat is ganz wat Godes, de stammt di vun iue hogen Geistlichkeit! Ja, dat muß wull seggen, iue nee Pöster is'n ganz famosen Wilschen. He, id rundum mit ihm streifen wull, id harr Holt für ehm litet mast — dor langt he in'n Rissen Zigarren her, de weer noch bi bobenhen wull. Ja muß wull seggen, mi drep de Slog, as he to mi it! Nehmen Sie an, Herr Meier! Wat schalt dor malen dacht id bi mi. Da kankt lo wull nich de ganze Kist mitnehmen: de is noch fast voll. He, dat geem mit gode Erlehnung nich to. He id dor noch lo überlegen bi un nich recht wuß, wat dohn, nödigst mi us Pastor wedder und it: Schenieren Sie sich doch nicht, Herr Meier! Es ist Ihnen gern gegönnt! — Wat schalt id dor dohn? — De ganze Kisten? — He, up keenen Fall. Dor kennt si den „deutschen Wilhelm“ man lecht. Sowat frigt he nich über! Satt. Een schalt de Godebigeit vun disse Art Kist nie unruhen. He, id weer begeben und nehmi blois to een litet Duzend!“

„Dunnefiet“, sagte Hamanns Heinrich da und plachte fast vor Lachen, „du heft ober'n lommige Upatung vun Bescheidenheit. Du denkst of: Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr.“ „Ober ganz un gor nich!“ gibt unser Wilhelm zurück. „Id muß wull seggen, wenn een sid'n Zigarre fäddert, wenn ehm keen anboden is, denn is dat unbescheiden! Wenn ehm ober'n ganze Kist wull anboden ward, un een nimmt blois lo'n litstes Duzend, denn is dat doch bescheiden! Berstahst mi nu?“ — „Dor muß id ehm nu recht in geuen“, mischte der Schneider Sabenstet in, „der als „dritter Mann“ unterdessen sich schon einen Grand mit Wieren gegeben hatte, „ober nu hätt bi disse Gefährte up, lat us lewer mol de Pastorzigarren schmecken. Un denn mutt et limgahn. Seit een mehr as veertig!“

Eine Frage an den Veler: Wer hat nun recht, der Pastor, oder der „Unerschämtheit“, der sich seiner Bescheidenheit rühmt?

Humor und Satire.

Schicklichkeit.

„Ich träumte heute nacht von Ihnen, Herr Bachsch. Ich träumte, daß ich Sie irgend etwas fragte.“ „Oh, da bitte ich diesmal um Entschuldigung, gnädiges Fräulein, aber ich habe es wirklich nicht gehört!“

Im Museum.

„Diese griechische Vase ist 8000 Jahre alt.“ „Nein, mein Lieber, verlohnen können Sie mich nicht, wir schreiben doch erst 1932!“

„Wenn ich einmal heirate, dann nur mit einem Mädchen, die das direkte Gegenteil von mir ist!“

„Das wird ja nicht schwer sein — es laufen ja jetzt so viele intelligente Mädchen herum!“

Blaujaken vom Ostseestrand in Berlin.



Matrosen der Ostsee-Marineinfanterie, die sich zur Zeit in Döberitz befinden, besichtigen mit ihren Offizieren die historischen Stätten unter den Linden in Berlin.

Leben im Sarg.

Von Friedel Joachim.

Nachdem die Souffleuse 28 Jahre lang den Staub eingeatmet hatte, den die Füße der Kommodanten aufwirbeln, nachdem sie 28 Jahre in dem Verfall verbracht hatte, der nicht größer ist als ein Sarg, zog sie sich in ihr Privatleben zurück. Sie bekam eine Enkelin, von der sie nicht leben konnte und wurde hin und wieder einmal zur Aushilfe herangezogen für eine Wirt.

Die sie dann in der Grube erdichten, wenn sie, wie in alten Tagen, die Glühbirne entzünde, die ihre Augen verdorben hatte, und sich mit Buch und Handarbeit auf dem Holztisch zurechtfindet, der ihr den Rücken gestützt hatte — die sie dann sah, launten sich nieder, reichten ihr die Hand, eine Freundlichkeit in den Mienen, die sie früher nie gezeigt hatten und verdrängten ihr, die Neue sei unter aller Kanone.

Aber es waren eben dieselben Leute, die eines Tages zum Intendanten einen Auspruch gelistet hatten, der den Grund zu ihrer Entlassung gegeben hatte: Sie schloße ein des Abends, hatte man vorgeschrieben, verdrängte die Seiten, spräche unverständlich und trübsalig, und alles in aller Eile sie doch wohl schon zu alt für diesen wichtigen Posten. Und da es eben dieselben Leute waren, die sie jetzt niederlaunend mit den Worten begrüßten: „Immer noch da, Laura? Gott sei Dank, denn die Neue ist unter aller Kanone.“ Deshalb lächelte Laura zurückhaltend und dachte: So ist das Leben.

Denn wie alle Souffleusen war auch sie ein Philosoph. Das kommt davon, weil sie den Staub atmeten, den die Kommodanten aufwirbeln, und weil sie schon Zeit ihres Lebens in einem Sarge hoden mußten, das Buch vor Augen, nach dem dort oben gespielt wird. Solch ein Leben hat keine Folgen.

Aber nachdem sie es 28 Jahre erduldet hatte, gab sie es auf. Sie hatte es stets gewollt, und ihre schweigsame Duldung, wenn die Akteure mit den Füßen stampften, weil sie ein Wort nicht brachte, das ihnen fehlte, wenn sie deutlicher noch mit Zerknismus und ohne alle Form auf ihren Platz bestanden, diese ihre widerprüchliche Duldung hatte letztlich nur auf die einen Willen geruht: Einmal gebe ich es auf.

Als es aber soweit war, war es zu früh. Und es ist ein anderes, ob man selbst etwas will, und ein anderes, ob man es tun muß. Sie mußte es tun, denn sie war 63 Jahre alt, als es soweit war. Außerdem fand sie allein, wie sie bitter spürte und hatte nur ihre Philosophie, die sie in 28 Jahren zu Füßen der anderen erworben hatte. In Simon, der jung war und noch nicht viel Staub aufgewirbelt hatte, lagte sie eines Tages, als er sie auf der Straße anhielt: „C'est la vie.“ Denn sie konnte Französisch. Das hatte niemand gewußt und es hätte ihr auch nicht viel genützt; so hatte sie selbst es vergessen. Aber jetzt, da sie den täglichen Gang zum Sarg und aus ihm nicht mehr tat und nicht das Temperament der Lebendigeren mehr

erduhen mußte, jetzt, wo sie sich, wie sie immer scherzhaft sagte, ins Privatleben zurückgezogen hatte — jetzt kam dies an, was sie verdrängte. Sie stand vor Simon klein, so klein und ohne Form, als hätte die Schwere ihres alten Fleisches allen Halt verloren und hinge herab wie weisses Laub. Aber aufrecht stand sie, den Kopf geradgerichtet mit grauen Haaren unter dem glatten Strohhut von damals. Denn auch dies ist leistung: von dem Tage an, an dem die Souffleusen zum ersten Male in ihren aufrechten Sarg steigen, scheint ihr Leben stillzustehen. Sie verändern sich nicht mehr mit dem Lauf der Welt. Die Mode? Ach Gott, Mantillen aus Rattun, Strohhüte mit Blumen auf dem breiten Band: das ist ihre erstarrende Schule. Aber innen! Wo sie Zeit fanden, zu reifen, wo ihr privates Leben wucherte, bis es eines Tages sich in einem französischen Satz löschten vor anderen Zeit.

Simon fragte: „Französisch?“ Und Laura sagte mit prüfendem Gesicht: „Was dachten Sie denn, junger Mann? Ich habe mit Joseph Ranz zusammen gespielt! In Petersburg!“ Und damit schloß sich ihr Mund wie über einer fröhlichen Pönte, denn Simon kannte ihn aus vielen Tagen her — aber heute sah er ihn erst recht, wie er so war wie der eines jungen Weibchens: in leuchtend Fröhlichen gezogen. Dann sah er ihr verblüfft nach, wie sie plötzlich großes begonnene, berriedigtes Herzens. Ein andermal begegnete ihr Siener, der flüchtig daran dachte, mit einer billigen Freundlichkeit wieder zumachen, was er an Hemmungslosigkeit verbrochen hatte; so hielt er sie, die vorübergehe wolte, an, und sagte scherzhaft: „Na, Laura, leidet du in der Verbannung? Wir lehnen uns nach dir.“ Und da geschah es, daß sie ihm leuchtend antwortete, mit einem strahlenden Blick, dessen er sich aus dunkler Schülheit her mühsam

entfann. Andere wußten gleiches zu berichten und, die sie dann wieder im Kasten liegen sahen, launten sich nieder, sie zu begrüßen, wie sie es früher nie getan hatten. Denn das Privatleben eines jeden Menschen ist unheimlich und verlockend. Sie schloße es und freute sich daran.

Wenn sie tagsüber am Fenster ihrer Stube saß, das aus zwei Stod Höhe auf den Kalernenhof der kleinen Stadt hinab sah, mochte sie sich aus, was die Leute, deren Staub sie hatte schluden müssen, wohl dazu sagen würden. Denn ihre Welt bestand nur aus diesen beiden: Aus ihr selbst und dem in ihr lebte — und aus dem Rundherum, aus Himmel also und Erde. Die Stube hatte sie verlassen, nun lebte sie im Himmel ihres Privatlebens, das aus ihrem ersten Herzen rante und lproh, ihre kümmerliche Umwelt mit früheren Dürften erfüllend. Stundenlang sah sie am Ausguck ihrer Fenster. Von der Weite, die sie weckte, bis zum Zapfenstreich, nachdem sie ihre Stube verlassen hatte, um in der Dämmerung an den Kaffees vorbeizupassieren.

Zwischen diesem und ihrem heutigen Dasein lag der Sarg. Wenn sie ihn zur Aushilfe für eine Wirt wieder einmal betrat, empfand sie besonders stark, daß sie 28 Jahre lang tot gewesen war, der geringste Dienst ihres Berufes. Jetzt aber lebte sie wieder, rächte sich auf physisch Weise und verpflanzte sich in das Gerümpel von damals, das um sie wucherte. Die Enkelin verlangte zu einem wärmenden Kognak mittags und den jeweiligen billigen Produkten der Fabrik.

Rezeile und Zapfenstreich, eine Anzahl gebündelter Aufen und Anderten, Kaffees am Abend von süßen und ein klein wenig Alkohol — so veranrr ihr Leben ohne jede Pönte ins Nichts.

mein

Geschichte einer



Von Elsa Maria Bud

So zart ist diese Geschichte, die das Leben einmal in guter Saune dichtet und sie mit vielen feinen Säden auswendigt, daß ihr Geschehen nur vom Munde erzählt werden dürfte. Erzählt am Abend, von einem geschwungenen Frauenmunde, der zuweilen schweigt und nachhinkt und mit einer jähren Trauer lächelt. Und es müßte eine sanfte Wolke nicht im Naume schimmern, mit ein wenig tauben, verschöndern Glanz in den Augen der Erzählenden. Vielleicht wären einfaßliche, spazierende im Zimmer - wie eine unbehobene Wunde von heftigem Krampf und unvollständigem Kur-einmal-Wischen, zu Ende-Wischen, dem dann der lange Schlaf folgt. - So zart ist diese Geschichte. Man kann ihr leicht die Schwingen zerbrechen und sie platt niederzwingen zu den tausend mal tausend Liebeserlebnissen.

Zuise, die ihre Eltern in einer französischen Provinz, in der Freiheit eines großen öffentlichen Gartens aufwuchs, und schon zehn Jahre alt. Sie hatte keinen Lehrer. Sie fuhr nur zweimal in der Woche zur nächsten Stadt und nahm dort Musik- und Malunterricht. Sie war klein und schmaltz, leuchtende Blauaugen von überströmender Kraft und Tiefe des Anschauens waren das einzige Schöne an der noch unreifen Form.

Ihre Eltern sahen in ihr ein Kind, nichts als dies, und gänzlich reichlich und liebevoll in ihrem Werden und Erleben herum.

Eines Tages kehrte sie wieder mit dem Kutschwagen, der ihr immer bis zum Munde des Städtchens entgegenfuhr, nach Hause zurück. Im reichen Speiseraum, der, düster und altmodisch, von braunem Schieferstein umrandet, mit Silber- und Hirschgeweihen geschmückt war, lag noch kein Rauch des Malabens, der sie so aufregend beglückte. Es brannten die elektrischen Lampen, der Tisch wartete gebot, der Kamin war geheizt. Zulu machte nachlässig nach und sprang in den Garten, wo sie von den Reuten ein paar erste Maiglöckchen für sich suchte. Mit ihnen schickte sie ihr Knie. Bei der Abendmahlzeit lag Zulu mit den Eltern allein. Der Vater schickte einen nachdenklichen Blick zu dem Sträußchen herüber, fühlte beglückend über den ergauchenen Schmutz. „Neues in der Stadt?“ fragte er.

„Nein“, sagte Zulu flüchtig. Sie lächelte dem Ton nach. Sie wiederholte den gleichen Klang: „Der doch!“

Die Mutter beugte nachdenklich den Kopf. „Ich habe heute - ich habe heute“, sang Zulu flüchtig, ihre Sternaugen trübten sich. Sie sah an den Eltern vorbei in das Dunkel des Raumes. Dann schloß sie die Lippen, legte die Hand-davor und murmelte: „... meinen Mann gehen!“

Und nun kamme ihr Gesichtchen, als es sich dem Keller wieder zugehörte. Die Eltern riefen zweifelhafte - Waschen des Vaters, Entzückung der Mutter - „Deinen Mann?“

„Ja ja! Meinen künftigen Mann?“

Sie machte dazu noch eine Miene, wie: Könnte ich die Worte doch zurückrufen! Ihr werdet wissen wollen, was ich selbst nicht weiß!

„Das ist so sehr interessant!“ ging nun der Vater vor; zuerst noch sehr hoch im Ton und ohne die Maßigkeit zu unterbreiten. „Dah man erfahren, was das denn ist!“

„Ich kenne ihn doch nicht. Er ist auf der Straße an mir vorbeigegangen, und wir haben uns angesehen.“

„Und ...?“ rief die Mutter.

Zulu sah sehr erstaunt auf, Verwirrung in der Tiefe ihrer Augen.

„Und nichts weiter.“

Dies war den Eltern nicht genug an Erklärung. Sie lebten festbestimmt im Diesseitigen, sie waren zu lange fern von jedem Traum. Sie konnten noch erfahren, daß er ihr zum ersten Male begegnet sei; er wäre auch schon gar nicht mehr jung. Als wenn er nicht dreizehn Jahre alt ist, sagte sie mit einem Seufzergemurmel hinten.

Die Mutter dachte weiter:

„Das klingt alles nach deiner heillosen Unlogik, Zulu. Er hat dir gefallen, scheint es. Und du hast ihn offen angefaßt, wie du immer die Menschen anfaßt. Das macht Vätern Vergnügen, mit einem ungeschlossenen Blick zu erwidern. Aber doch ein Blick ist nicht weniger als eine Beträgung.“

Zulu sagte es an, wie ein Kälberwunder im Raum. Sie mußte sich schämen, nahm die Maiglöckchen vor das Gesicht. „Es war ganz anders. Er wird mein Mann, das weiß ich“, beharrte sie ohne Erregung. Nur ihre glückliche Heiterkeit war verwirrt.

Vielleicht regte sich im Vater ein Erwachen an die Seele in der Frühe des Lebens. Spielt sie nicht noch lange in Kinderweife dahin und verwandelt die harten Angerufen des Daseins zu Schwabensüßigkeiten? Mit einer Wendung schloß er das Gespräch, es zu jenen Gebilden hinüberweisend, die nicht ernst ihr reize Menschen sind.

Es wurde dann bald vergessen.

Der Sommer ging ins Land. Zulu wachte mit keinem Rauch die Vision des Frühlingabends wieder auf. Sie trug ohne Erschütterung, ohne Wanken ihres ersten Gefühls die heiterste Gewissheit in sich, daß ihr weibliches Geschick schon bestimmt sei. Diesen Mann hatte sie nur einmal wiedergetroffen. Er ging mit einer Dame und sah sehr fern an ihr vorbei. Seine Augen waren blau, sein Mund hübsch, sein Gesicht nicht.

Sie schuf kein Bild in der Rauberwerkstatt ihres Herzens, sie dachte, träumte, seufzte, dachte nicht weiter. Die Quelle ihres Seins blieb klar und springend.

Die Eltern schickten sie in eine Schweizer Pension. Ein Jahr veran, sie wurde weilsicherer und freier. Als sie zurück kehrte, kam sie in Gesellschaft auf Nachbargarten und in die Stadt. Das Bild des Erwählten regte sich leise, wurde niemals schmerzhaft, als er ihr nirgend begegnete. Nur als die Eltern einmal vorsichtig anstarrten, daß ein Jemand ihnen wohl als Schwiegersohn zugehen würde, und als dieser Jemand ihr öfter zu Besuch eintraf, wehrte sie ab:

„Ich will es doch, das mein künftiger Mann schon da ist!“ Und sah sich vor ein erschrockenes Gesichtern. Fast zwei Jahre hatten diese Idee nicht geteilt!

Zulu führte bei dem Schreden der Eltern, daß es Zeit sei, sich zu regen. Sie fuhr zu vorgezeichneten Erlebnissen in die Stadt, die augenblitzige Begleitung unterwegs ablegend. Sie ging zur alten Stunde sehr langsam durch jene Straße, die vor dem Amtsgericht entlang führt und dann einen halbkreisförmigen Hügel. In der Straße befanden sich Menschen, und sie war doch leer. Sie legte wenige Tage darauf ihr Ziel um eine Stunde früher. Sie ging bis vor das rote Gerichtsgebäude und ließ die Herausstreiten belläugeln an sich vorbeiz.

Mann

jungen Liebe

Er betrat zum ersten Male das Haus, sah im Salon, die Lederhandschuhe gefaltet in der Hand und ließ das Gespräch zu seinen Berufsaussichten hingelenken.

Zulu wiegte sich im Schaulust ihm gegenüber und sah sich „ihren Mann“ an. Sie wiegte auch weiter, als er von wahrscheinlich baldiger Verheiratung redete. Er stand, als sie sich zum Lieh, auf, und hielt sie in der Eingangsflur fest, als sie nach hinten lag.

„Sie lachen, Fräulein Zulu? Sagen Sie mich aus?“

Sein Bild war wie ein schneller Blick, der ihr Tiefen aufzudecken schien. Und ihre Antwort nicht abwartend, ließ er den Stuhl los und wandte sich ins Zimmer zurück.

„Sie ist so jung. Sie darf mich auslachen...“

Die Worte wurden von Zulu als ein Beschäftigungsfeld empfunden, mit dem er die gemessene Lage ändern wollte. Sie mochte diesen Worten in der Erinnerung nichts zu als den Blick, dessen rätselhafter Ausdruck sie in sich eingestrichelt trug. Während vor dem Einschlafen löste sie das Bild von ihm aus Gergens-tiefe und stellte es bei geschlossenen Lidern vor sich hin. So war der Blick gewesen - nein, weicher - nein, fähler-bieg-sam. Sie warf unzählige Abstriche an Ausdruck in die Flut, auf der doch nichts trieb als ihr schwer-lebendes Herz mit seiner Schidung.

Wenige Male sah sie ihn noch, tanzte auch mit ihm. Er sagte ihr etwas über ihre Gracie. Es war das bequeme Wort, das alle sprachen, und sie konnte es nicht zu den heimlichen Schätzen legen. Sie nahm dafür einen Handdruck, ein kurzes, gütliches, wie unablässiges Spiel der Finger mit zu ihren Träumen.

Danach blieb er unsichtbar. Es ging auf neue Frühjahre zu. Die große Arbeit auf den Gütern hob an. Zulu war tätig und freundlich, vielseitig auch heiter. Einzig der Vater bestritt es. Er meinte einen anderen Ton in ihr zu hören. Zulu wurde selbst nichts als eine leise Unruhe und einen stillen Aufbruch in sich. Wohin? Aufbruch ohne Ziel? - Sie klagte „ihren Mann“ ins Büchlein, daß die Welt voll Auf sei, nie mehr könnte sie tief schlafen. Mond und Bliese und Zeit rufe, die Narzissenbeete tiefen und das Klavier und der dumme Schautel-schall. ...

Am einem dieser Abende hörte sie einen Wagen in den Hof rollen. Die Mutter war erkrankt, der Vater ihr Band.

Über ihr Herz sprang an und wachte, heimlich der Minute vorausstehend, sein ganzes Schicksal. Die Glode schlug an und sie ließ selbst hin, denn Kräutlein und Kätzchen waren zu wichtigen Besorgungen in die Stadt gefahren.

Alexander Bülow stand im Sammelmantel draußen und schüttelte den Regen von sich ab.

Sie sagte etwas von der Verhinderung, ihn zu empfangen.

„Ich will Sie selbst nur wenige Minuten sprechen, Fräulein Zulu...“

Sie führte ihn herein und war reglos wie eine kleine haptische Königin. Er nahm ihre Hand, vorsichtig, sehr vorsichtig in die seine.

„Ich habe meine Ernennung zum Amtsrichter nach Rastenburg bekommen. Ich will Sie heute fragen, ob Ihnen dieser Platz recht ist, liebe Zulu.“

So war er. Und so verfiel war der schwingende Ton seiner Liebe, daß selbst ihr hellstehendes Ohr sie nicht glauben wollte. Daß sie, seinem erregten Gesicht nach, Tage in Tage nun er-löschend nahe, noch mit einer letzten Anstrengung zum Scherz fragen konnte:

„Bin ich denn auch zu etwas in Rastenburg ernannt?“

Aber die Antwort wurde nicht mehr gesprochen.

Sie wurde von Lippe zu Lippe gegeben, und die Hände segneten sich, die Körper flammten zusammen im Rauch der Beglückung.

Wiel später, als junge Frau, fragte ihn Zulu nach dem Beginn seiner Werbung. Da er das wohl wußte. - Er wußte es also genau, sagte er, sich selbst belächelnd.

„Es ist so merkwürdig, Zulu. Du warst noch ein halbes Kind - und ich kannte dich nicht. Da lag ich dich auf der Straße gegen. Es wurde mir unversehlich...“

„Mehr als vier Jahre ist es her“, ergänzte Zulu. Sie wunderte sich nicht.

„Du weißt es?“ fragte er erkrankt. „Ich kam mir ziemlich nützlich vor. Da war der Altersunterschied. Ich vermittelte es möglichst, dir näherzukommen. Aber alle Vernunft half doch nichts...“

Da holte Zulu das Lederbüchlein und gab es ihm in die Hände. Scham überwallte sie dabei und sie flog in ihr Zimmer zurück. Dort blieb sie am leeren Tisch sitzen und ihr Gedächtnis las mit ihm - Zeile um Zeile.

Ihr Varten und ihr stilles Wissen, ihre Treue und Unbeirrtheit und Sehnsucht - ihr ganzes Werden für ihn - ihren Mann.



Und auch hier war kein Begehren tiefer Unruhe in ihr; das Varten machte Vergnügen. Bekannte - und war nicht in der Kleinstadt mit ihren engen Gesetzen alles bekannt? - sie durstete lustig mit Mädchen abgefunden werden. Fast hätte sie bei einem solchen Gespräch den Augenblick der Erfüllung verkannt. Er kam die Augen des Gesichtsbildes herab, schart auf sie zu. Es war noch im Schützen seines Mantels eine Bewegung, als wehe ein Talar um ihn. Ein älterer Herr war Begleiter, der sie lächelnd grüßte. Nun grüßte auch er - seine schönen Augen schimmerten vorüber.

Zulu holte tief Luft und stief träumend ein Ständchen nach, bis eine Bewegung die Gestalten formte. Etwas sagte tief und klingend in ihr: Mein Mann. ...

Eine Stimme ließ sie sich vorerzählen. Der nächste Tag schon brachte ihr Glück. Das Leben spielte rasch, wie es gern tut, die zweite Glückstunde hin und erfüllte, was sie hoffte: Ihm in Gesellschaft zu begegnen. Er wurde ihren Eltern als Alexio vorgestellt. Er machte auch vor ihr die höflichsten und fälschlichen Verbeugungen der Form. Stielt sich jedoch in gänzlich Entfernung zu einem anderen Kreise, in dem er mit wohlwollender Stimme den Erzähler oblag.

War es dennoch einmal, daß seine Bilde hinterdrehen zu dem sehr jungen Mädchen, dessen Gesicht nur Augen waren - Waltraudenaugen voll edelm Frauenmuth, unter dem heißen Trauer hintraute?

Zulu verlangte bald nach Heimfahrt. Unterwegs gefand sie den Vater, während die Mutter in der Antikede schlief, daß ihr Mann“ vieler Alexio Bülow sei. Aber er kam ihr noch nicht so nahe, wie sie ihn.

Der Vater lautete in den wunderlichen Gang dieses Mädchenherzens hinein: wie war es fast und fein und fremd zugleich!

Die Hand des Kindes an seine Lippen nehmend, hat er mit ganzem Gefühl, sich dieses Traumes, der bald ein Aktraum sein würde, zu erwidern. Alexio Bülow ist mir im Zusammenhang mit einer jungen Dame genannt worden, zu der er im Alter richtig paßt. Und du bist doch ein Kind für ihn!

„Ach, Vater! Du weißt ja - ich kann mich nicht ändern. Es muß nun gewartet werden. Aber er betrat niemand sonst - als mich.“

Vor dieser festen Idee mußten auch künftig alle Versuche, Vernunftpredigten, Spottreden der Eltern sich als geschlagen bekennen. Unüberwindbar sicher, heiter, fest und freundlich hatte sie stets dieselbe Erwidrerung:

„Aber mein Mann ist ja gewöhnt!“

Es lag nahe, daß die Sorge der Eltern öfter nach dem so eigenartigen Ererben Ausschlag hielt. Der Mann war nicht zu machen, einzig in dem, daß er einen Besuch in ihrem Hause peinlich vermied, auf Einladungen mit gut beglaubigten Gründen abfuhr.

Zulu verhielt sich still und unangreifbar, fuhr wenig zur Stadt, war immer in Odium. Sie hatte ihr Arbeitsfeld, das sie tröstlich befeuchtete; sie tauschte auf Sommerfesten am Meer, war zu jeder allgemeinen Freude junger Menschen in voller Lebendigkeit bereit.

Wie geheim hielt sie das Varten ihres Herzens, wie tief verwahrt blieb der Hoffensinn, daß kein Dornen ihn schmälerte! Drei Jahre waren seit jener ersten Begegnung verstrichen, und „ihren Mann“ hatte noch nicht einen Tag zu ihr gesprochen!

Wie eine hochgeheiligte Fiktion kamen die Eltern mit starkem Gesicht nach Hause, das den eigenartigen Mädchenkopf besiegen sollte: Alexio Bülow hatte sich verlobt!

Wie meint ihr das?

Zulu stand großäugig im Zimmer - wie der Vater fand: nun sehr schön geordnet - schön und rein und reif.

Er wurde rot bis in den harten Hals hinunter, und wies brütend die Augenlosigkeit seiner Frau zu:

„Mein harz“ gezeiten!“

„Ich habe nur gegeben, daß er mit seiner Dame recht zärtlich auf dem Sofa - du weißt schon, im kleinen Zimmer! - sah und sich um die Gesellschaft nicht gekümmert hat. Und es ist so wie abgemacht, daß es eine Verlobung wird - bei allen.“

Was tat Zulu? - Sie scharte einen Augenblick nachdenklich mit dem Fuß auf dem Teppichrande - einen Augenblick. Dann hob sie mit gespreizten Fingern ihr helles Gesicht, hängte ein paar Meineschritte und sang stöhnlich:

„Mein lieber Mann, mein lieber Mann, Was tust du uns für Kummer an?“

Damit legte sie das schwere Geschäft lahm. Kein Wort fiel mehr.

Als sie hinausgetrieben war, schlug ihre Mutter verzweifelt die Hände an die Schläfen:

„Der Mensch hat sie begehrt! Es ist eine richtige Bahnidee!“

Der Vater, der des vergesslichen Hirnreinemens müde war, und der seine Tochter mit tiefer Bewunderung liebte, erwiderte gereizt:

„Kein Wort mehr darüber! Nicht zu ihr und nicht von ihm! Ich bin kein Follerrichter! Mag es werden, was es will!“

Er irrte sich in dem einen: Zulu fühlte sich nicht gefoltert. Als sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufstieg, schwamm wohl ein Tränenkleber über den Sonnenschwoll des Fensters hin.

Nur saugten die Tränen nicht das Herz brennend in den Hals; sie wuschen eine kleine Trübung ab und war saum hinüber. Zulu hatte ihre Vätermuttergretchen auf und trug in eine Lederbüchlein, das sie auflöste, langsam ein paar Worte ein:

Händelst mich wohl an der Tür, Kommt du einmal hoch. Schmeide schon die Schwelle dir... Trist auf Herz nicht! Habe dich!

Sehr schnell fand das Jahr auf dem Gut zu Ende. Zum Neujahr war unter den Belüdnern, die mit Aufsehen die Hund-jahrt bei befreundeten Familien machten, auch der Alexio.

SCHICKSAL im STEIN

Der Südstern — oder drei Verbrecher finden einen Diamanten

Von Hans L. Walter

Der Wert der berühmten Edelsteine, des Kohlenmoor, Südstern, Pitt, Hope und wie sie alle heißen, liegt nicht allein darin, daß sie besonders große und schöne Exemplare des kristallisierten Kohlenstoffs sind. Es ist auch unnötig, Astrologie und andere Wissenschaften zu seiner Erklärung heranzuziehen. Die wesentliche Rolle spielt hier die Geschichte dieser Steine — jeder einzelne hat eine Historie, die sich mit der Weltgeschichte schlechthin verknüpft und es erklärlich macht, daß die Menschen sich um ihren Besitz manchmal jahrhundertlang gekümmert haben. Es ist kaum eine Uebertreibung, wenn man sagt, daß fast jede ihrer Facetten ein Menschenleben wert ist, fast jede ihrer Kanten mit einem Mord bezahlt wurde.

Der Südstern.

Einer der wenigen berühmten Edelsteine, deren Gesicht klar vor unsern Augen liegt, ist der Südstern, der fest die Fierde der Schachkammer von Vissabon bildet. Im Jahre 1753 wurde dieser prächtige Diamant auf den damals noch nicht sehr lange bekannten Diamantenfeldern Brasiliens gefunden, das zu jener Zeit der portugiesischen Krone untertan war. Doch was Edelsteine betrifft, waren die Portugiesenfunde niemals sehr glückig gewesen. Und so war denn auch die Belohnung, die der arme Negler empfing, nicht gerade großartig: seine Freiheit (wenigstens nach ihm) und eine Jahrespension von fage und (schreib) fünfzig Pfund! Das war alles. Aber es gibt noch eine Geschichte über die Entdeckung des Südsterns.

Die drei vom Abate.

Es waren drei, die ein schweres Verbrechen begangen hatten. Man verurteilte sie ins Innere von Brasilien, in jene öden, unbefestigten

deften, fieberdurchseuchten Landstriche, in denen nur Indianer lebten. Man hatte ihnen verboten, bei Androhung des Todes, sich je wieder einer menschlichen Anziehung zu nähern.

Sechs lange, fürchterliche Jahre trieben sich diese drei Männer durch die Gassen des Gran Chaco. Unendlich leidend unter Entbehrung und Krankheit, unter den Verfolgungen wilder Tiere und noch blutdürstiger Eingeborener, verzehrte von der hoffnungslosen Sehnsucht nach einem anderen, neuen Menschen Antlitz, einander mehr und mehr zum Ekel und Abscheu werdend, dennoch aneinander gefettet durch die grauenhafte Furcht vor völliger Einamkeit und Stillsitzigkeit. Sechs Jahre, die die Hölle gewesen sein müssen, unvorstellbar einem von uns.

Eines Tages kommen sie an einen halb ausgetrockneten Fluß, den Abate. Mehr einer angebotenen menschlichen Gier folgend als einem wirklichen Zweck — denn was sollen sie, denen die Städte der Menschen verbotenes Paradies sind, mit ihren Feinden? — beginnen sie, nach Gold zu suchen. Bereiten primitive Wägen, mollen und wägen den Sand des Flusses. Waschen und — finden einen Diamanten, groß wie eine Walnuß.

Die Freude, die sie zu Anfang beinahe um den Verstand bringt, kann nicht lange gedauert haben. Denn was sollen sie mit diesem kostbaren Stein? Nichts haben sie getan, als ihrem unglückseligen

Verbrechen, das sie aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen hat, ein neues zugefügt, da sie ohne Erlaubnis und Konzession der Regierung nach Diamanten suchten.

Da, als sie aus einem Taumel der Freude in tiefste Verzweiflung fielen über diesen Hohn des

höchste Beamte Brasiliens eine Entscheidung fällt.

Rio de Janeiro — warten, warten, warten.

Endlich dann, nach Wochen und Monaten, die Audienz. Doch auch der Vizekönig weiß keinen Rat, will keine Entscheidung wagen. Höflich empfiehlt er dem Senhor Abate, der ihm plötzlich gar nicht mehr so nebenächlich erscheint, sich direkt an Seine Majestät zu wenden, am besten persönlich nach Vissabon zu reisen.

Sener bettelt sich bei den reichen, hochvermögenden Contratos der Hauptstadt das Pflögelb zulummen und tritt die monatelange Reise — wir schreiben 1753 — über den Ozean an. In Vissabon wiederholt sich das Spiel von Rio; endlich steht der Priester vor dem König.

Bedenklich ist es, daß auch diese Version der Geschichte des Südsterns über den König nichts Besseres zu vermelden weiß als die erste. Seine Majestät befiehlt den Stein, den der Abate ihm als eine Art Beweismaterial seiner Behauptungen und Erzählungen vorlegt, äußerst leise und ein wenig gelangweilt: er sei von dem Südstern begeistert, fasziniert, entzückt — und steckt ihn ein. Will verabschiedend den Kopf neigen, als ihm des Priesters fassungslos erkauntes, ja entsetztes Gesicht auffällt. Ah ja, beinahe habe er vergessen, eine schöne Fährde sei gerade frei im Saate Rio, er möge sie haben. Und als jener an die drei unglücklichen Finder zu

erinnern mag, schon ein bißchen ungeduldig: „Sie mögen froh sein, daß wir den voreiligen Entschluß des Gouverneurs von Villa Rica bestätigen.“

Ende der Audienz. Billig verzichtet der König von Portugal Diamanten einzukaufen, eine Fährde für den Südstern — mancher Juwelier kann von ihm lernen.

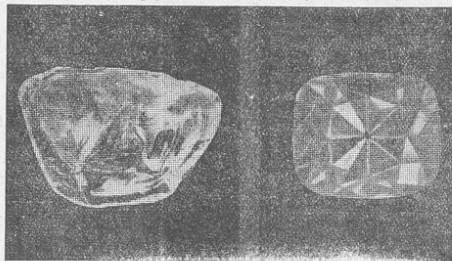
Der Schach.

Vielleicht der geheimnisvollste der berühmten Edelsteine ist der Schach. Von seinem Ursprung ist überhaupt nichts bekannt, nicht einmal eine Sage oder derartiges gibt einen Fingerzeig. Sicher ist nur, daß der Stein uralt sein muß — denn keine Kultur der Erde ist bekannt, die so selbstam mit Diamanten umgeht, auf ihre Flächen Namen graviert, ihnen, statt sie in Metall zu fassen, eine Schnurrisse einschleift und dergleichen mehr.

Der Schach hat sich in der Schachkammer der Perseer Könige befunden, seit man Geschichte schreibt. Wer die drei Könige sind, deren Namen auf seine Flächen graviert sind, ist unbekannt — nichts löst dieses diamantene Rätsel.

Choires, der große Perseer, schenkte diesen Stein, den Königin seines Schach, seinem „vielleicht besten und Freund“, dem Jaren Alexander II. Der Herrscher aller Reichen hat recht wenig von diesem fürstlichen Geschenk Gebrauch gemacht, zu wenig ist es europäischem Geschmack angepasst.

Wo sich der Stein heute befindet, ist ebenso unbekannt wie der Aufenthalt des Delos. Wie dieser, haben auch ihn die Souveränkommittäre sofort ins Ausland verkauft — an wen, wofür, wissen wir nur, sie selbst und der mysteriöse Käufer.



Der Südstern vor und nach dem Schliff. Ursprüngliches Gewicht 254 Karat, geschliffen 125 Karat.

Schicksals, wirkt es ihnen die Rettung in den Weg: einen Priester, der sich ihnen erbarmt. Der Gefahr nicht achtend, in die er sich begibt, nimmt er sich ihrer an, begleitet sie nach Villa Rica, der Residenz des Gouverneurs, ermittelt den Schwerverbrechern, den Verurteilten, eine Audienz bei dem großen Mann.

Der Gouverneur weiß nicht, was er tun soll. Zurückjagen die drei samt ihrem Diamanten in die Einöde, wie das Gesetz es ihm vorschreibt, oder sie gar hinrichten lassen? Das kann er weder vor dem Volk noch vor dem König verantworten. Gegen das Gesetz handeln? Dazu reicht seine Entscheidung nicht aus. Schließlich gewährt er ihnen Asyl in seiner Stadt und schickt den Priester, der sein Rettungswort nicht halb tun will, nach Rio de Janeiro, zum Vizekönig. Vielleicht, daß der

oaran ersah ich mein Glück! — „Sie Wunderbare!“ Hüft der Schriftsteller und kühlt ihre Hand am Armband. — „Nicht Sie kenne ich, Herrliche, sondern die menschliche Qual. Erinnern Sie sich an Rasolintow? Er kühle lo...“

„Ah, Mademar! Ich verlangte nach Ruhm und Glanz, nach einem großen Leben, lo wie jeder Mensch, der, wozu die falsche Begehrtheit? — der über dem Durchschnitt steht. Ich dürfte nach etwas Außergewöhnlichem, etwas Ueberweltlichem. ... Und da! Und da war, daß der alte General mir in den Weg kam. ... Suchen Sie mich zu verheizen, Mademar! Es war doch Selbstauferopferung, Selbsterkennung! Begreifen Sie mich! Ich konnte ja nicht anders handeln. Ich machte meine Familie reich, begann zu reisen, Gutes zu stiften. ... Und wie mußte ich dabei leiden, wie unenträglich, wie widerwärtig waren mir die Umarmungen dieses Generals, trotzdem er, das muß man ihm lassen, früher einmal ein sehr guter Soldat war! Einzig der Gedanke, daß er, der Alte, von Tag zu Tag sterben, daß ich dann mein eigenes Leben führen, das mir Kraft. Denn ich habe einen Erwählten, Mademar! Bei Gott, ich habe einen erwählt!“

Das Mädchen schälte sich eifrig, ihr Gesichtchen hatte einen weinerlichen Ausdruck angenommen.

„Der Alte starb. ... Er hinterließ mir Einiges, und ich bin so frei wie ein Vogel. Jetzt sollte ich glücklich werden, Mademar! Nicht wahr? Das Glück pocht an mein Fenster, ich muß es bloß hineinlassen, doch, ... nein! Mademar, hören Sie mich! Jetzt sollte ich

„Doch, was ist es? Was stellt sich Ihnen wieder in den Weg? Ich sehe Sie an, sprechen Sie! Was ist es?“

„Wieder ein reicher Alter!“ Der zerbrochene Fächer bedeckt das hübsche Gesichtchen. Der Schriftsteller kühlt seinen gedankenschweren Kopf auf, senkt und verneigt mit dem Ausdruck tiefer Menschenkenntnis in tiefe Grübeleien. Die Lokomotive pfeift und faucht, und die untergehende Sonne rötet die Fenstervorhänge.

Die unverständene Frau

Von Anton Tschadow.

Ein Abteil erster Klasse. ... Auf dem himmelstark gepolsterten Sitz ruht ein hübsches Verjüngtes. Ein kostspieliger befehlter Fächer knittert in ihren nervös zusammengeballten Händen. Das Vincenz fällt fortwährend von ihrem schönen Angesicht herab, die Brüste auf ihrer Brust hebt und senkt sich wie ein Schifflein auf brausenden Wellen. Sie ist aufgeregt. ... Ihr gegenüber sitzt ein „Betrübsamer“ für außerordentliche Aufträge, ein junger, beginnender Schriftsteller, der in den Ortsnachrichten kleine Erzählungen aus dem Leben der eleganten Welt, die er selber „Novellen“ nennt, erscheinen läßt. Er schaut sie an, schaut sie durchdringend mit Kennernblicken an. Er beobachtet, er studiert, er will sie verstehen, diese zentralisierte, rätselhafte Frau, er degreift sie, er erfährt sie. ... Ihre Seele, ihre ganze Gedankenwelt liegt offen vor ihm.

„Oh! Ich verstehe Sie!“ — sagt der Beamte für außerordentliche Aufträge, indem er ihre Hand beim Armband kühlt. „Ihre empfindliche, feinsinnigste Seele sucht nach einem Ausgang aus dem Labyrinth. Ja, der Kampf ist fürchterlich, grauenvoll, doch verlieren Sie nicht den Mut! Sie werden Siegerin bleiben! O ja!“

„Beschreiben Sie mich, Mademar!“ — sagt das Mädchen und lächelt traurig. „Mein Leben ist so reich, so bunt, so ergebnisvoll, doch vor allen Dingen: ich bin unglücklich! Ich bin eine Wä-

tylerin in der Art von Dostojewskij's Märttyrerinnen. ... Offenbaren Sie der Welt meine Seele, Mademar! Offenbaren Sie diese arme Seele! Sie sind ein Menschenkenner! Kaum eine Stunde fügen wir hier im Abteil zusammen, und schon haben Sie mich vollkommen erfährt, vollkommen!“

„Sprechen Sie! Ich stehe Sie an, sprechen Sie!“

„Hören Sie also! Ich bin in einer armen Beamtenfamilie geboren. Mein Vater — ein kluger Kerl, gut ... aber ... die Umgebung ... die Zeiten ... Vous comprenez? Ich beschuldige natürlich meinen armen Vater nicht. Er trank, spielte, nahm Besetzungen. ... Und die Mutter? Was soll ich da viel erzählen? Die Armut, der Kampf ums Dasein, das Bewußtsein ihrer Minderwertigkeit. Ah, zwingen Sie mich nicht, mich daran zu erinnern! Ich mußte mir selber den Weg bahnen. ... Die verkehrte Erziehung im Institut, das Lesen dummer Romane, die Verirrungen der Jugend, die erste schmerzliche Liebe. ... Und der Kampf mit dem Einfluß der Umgebung? Schrecklich! Und die Zweifel? Die Qualen der erwachenden Zweifel am Leben? An mir selber? Ah! Sie sind ja ein Schriftsteller und kennen uns Frauen. Sie werden mich begreifen! Unglücklicherweise ist mir ein reiches Gemüt beschieden worden. Ich wartete auf das Glück! Und was für ein Glück! Mensch wollte ich werden! Ja, Mensch zu werden,

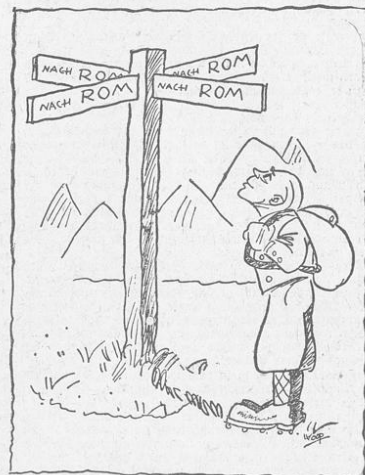
mit also dem geliebten Mann ganz hingeben, sein Kamerad werden, seine Gehilfin, die Trägerin seiner Ideale, glücklich sein ... ausruhen. Doch wie ich doch alles häßlich, gemein, widerlich in diesem Leben! Ich bin unglücklich! Unglücklich! Auf meinem Wege ist wieder ein Hindernis! Wieder fühle ich mein Glück weit, weit entfernten. Ah, welche Qualen! Wenn Sie es bloß erfahren könnten, welche Qualen!“

„Sprechen Sie! Ich stehe Sie an, sprechen Sie!“

„Der Alte starb. ... Er hinterließ mir Einiges, und ich bin so frei wie ein Vogel. Jetzt sollte ich glücklich werden, Mademar! Nicht wahr? Das Glück pocht an mein Fenster, ich muß es bloß hineinlassen, doch, ... nein! Mademar, hören Sie mich! Jetzt sollte ich

Sprichworte im Bild

Unsere neue Denksportserie



Welches Sprichwort ist hier bildlich dargestellt? Alle Wege führen nach Rom.

Das Mordbräufel vom Tempelhofer Ufer.

Wer hat das Opfer besucht? — Der verräterische graue Hut.

(Bericht aus Berlin.) Am Mittwochabend wurde, wie schon gemeldet, in ihrer Wohnung am Tempelhofer Ufer die Sprachlehrerin Emma Carl-Brosato erdolcht aufgefunden. Die Tat hatte sich bereits 24 Stunden früher abgespielt, wobei als maßgebend angenommen wird, daß der Verbrecher sein Opfer zuerst vergewaltigt und dann beraubt hat.

Der geheimnisvolle Mord am Tempelhofer Ufer hat überall große Bestürzung hervorgerufen. Seit einigen Tagen wird Berlin von Kapitalverbrechen heimgelacht: zuerst an zwei minderjährigen Mädchen, die einem unbekannten Täter zum Opfer fielen und schwere Verletzungen davontrugen, jetzt an der Italienerin Emma Carl-Brosato, einer 55jährigen Frau, die seit sechs Jahren von ihrem Gatten, einem Doktor der Predestelle der Reichsregierung, geschieden lebte. So war es nur selbstverständlich, daß sofort nach Verhängung der Polizei die besten Kriminalisten der Hauptstadt, darunter Kriminalrat Gernat, der Leiter der Kriminalpolizei Dr. Scholz und Polizeipräsident Dr. Mosle in der Wohnung der Ermordeten erschienen.

Schon die ersten Nachforschungen ergaben, daß Frau Carl-Brosato zuerst niedergebunden und dann mit einem Messerstreifen, den der Täter zum Zweck seines Opfers abgerissen hatte, erdolcht worden war. Die Hausbewohner, insbesondere der Portier, hatten die Sprachlehrerin Dienstag vormittag zum letzten Mal gesehen; einige Stunden später erhielt sie nach dem Besuch zweier Herren, die sich offenbar das bei Frau Carl-Brosato zu vermietende Zimmer anschauen wollten, den Mord scheint um diese Zeit begangen worden zu sein, denn als Nachmittags eine Schülerin zur Stunde erschien, rührte sich niemand in der Wohnung.

Das Haus wird polizeilich abgesperrt.

Alle Schränke, Schubfächer und Kommoden der Wohnung waren durchwühlt. Im Zimmer des Untermieters der Sprachlehrerin, des Landwirts Dr. Wanzur, der seit einigen Tagen beruflich auf einem Gut in der Mark Brandenburg weilte und auf Veranlassung der Polizei sofort nach Berlin zurückkehrte, fand man im Kleiderschrank einen blauen Anzug, der Blutspuren aufwies, und ein blutdurchtränktes Hemd unter dem Schrank. Verschwindend war auch die Untermieterin des Zimmers, in dem sich der Mord abgespielt hat, seit einigen Tagen vermisst; es muß angenommen werden, daß die Sprachlehrerin diesen Raum, für den sie vielleicht einen anderen Untermieter haben wollte, einem von den unbekannten Besuchern gezeigt hatte.

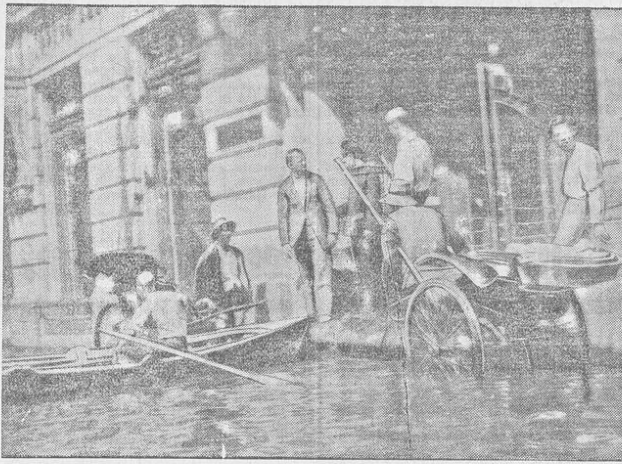
Da die Sprachlehrerin mit sehr vielen Leuten in Verbindung gestanden, in ihrer Wohnung zahlreiche Sprachkurse abgehalten und sich außerdem eine Liga für deutsche Auswanderer nach Italien geknüpft hatte, mußte die Polizei die Schließung des Hauses anordnen, um zunächst festzustellen, welche Personen in letzter Zeit mit Frau Carl-Brosato in Verbindung gekommen waren. Bewohner des Hauses müssen sich beim jeweiligen Betreten des Hauses ausweisen.

Der Täter läßt seinen Hut zurück.

Als wichtigster Fund mußten der graue Hut mit schwarzem Band sowie die braune leere Mütze beigegeben werden, die auf dem Schreibtisch des Wohnzimmers gefunden wurden. Der Portier erinnert sich ganz genau, daß der zweite Besucher der Sprachlehrerin von Dienstag mittag den grauen Hut getragen hatte. Die Mordtat wird so rekonstruiert, daß der Verbrecher die noch sehr jugendlich aussehende Frau überfiel, ihr die Faust gegen den Mund drückte und sie, als sie sich verweigerte, auf den

Schlug. Darauf rief er ihr die Kleider herunter und erdolchte sie mit dem Leinwandstreifen. Um nicht aufzufallen, kleidete er sich im Zimmer des Untermieters um und legte die blutbefleckten

Erstes Originalbild von der entsetzlichen Ueberschwemmungstatastrophe in Charkin.



Nur mühselig kann der Verkehr in den überschwemmten Straßen von Charkin aufrecht erhalten werden. Wo die wenigen Boote nicht ausreichen, müssen sich die Reisenden durch die Fluten kämpfen. — Von einer ungeheuren Ueberschwemmung wurde der Norden der Mandchurie heimgesucht, als der Sungari-Fluß über die Ufer trat und Tausende von Quadratkilometer, vor allem aber die Stadt Charkin, unter Wasser setzte. 300 000 Personen fanden den Tod, nicht nur in den Fluten und durch die Hungersnot, die sich infolge der Unterbrechung jeder Lebensmittelfuhr einstellte, sondern auch durch die Cholera-Epidemie, die durch die verpesteten Fluten überall verbreitet wurde. 300 000 Menschen sind in dem betroffenen Gebiet abgadol geworden.

Kaiserreich Nordchina.

Totlos Pläne mit Pu-Hi. — Peking soll die Hauptstadt eines vom Japan abhängigen nordchinesischen Reiches werden.

(Bericht aus London.) Die Japaner bereiten, wie dem „Daily Express“ aus Peking berichtet wird, eine neue große Aktion vor, mit der sie den Völkerbund neuerdings vor vollendete Tatsachen stellen wollen. Danach genügt es den Japanern bei weitem nicht, daß sie aus der Mandchurie so etwas wie eine japanische Provinz gemacht haben. Sie wollen mehr. Sie wollen sämtliche Provinzen Nordchinas dem Einfluß Manchu entziehen und zu einem neuen nordchinesischen Kaiserreich zusammenfassen. Als Kaiser ist Pu-Hi auszuwählen, heute Präsident der „freien“ mandchurischen Republik, eine Puppe in den Händen seiner japanischen „Ratgeber“. Hauptstadt des Kaiserreichs soll das altberühmte Peking werden.

Gleichzeitig wird aus Tokio berichtet, daß eine neue militärische Besetzung Schanghai durch die Japaner bevorstehe; die japanischen Zeitungen berichten, daß die Regierung sich durch die täglichen antijapanischen Ausschreitungen in Schanghai zu einer scharfen Note an die chinesischen Behörden veranlaßt gesehen habe.

In der Note wird verlangt, daß die japanischen Interessen von den chinesischen Behörden mit allen Mitteln gegen Uebergriffe geschützt werden. Für den Fall, daß sich die stark gefährdete Lage des japanischen Eigentums und japanischer Staatsangehöriger nicht einmal von ihnen einigeln lassen, werden Marinebataillone in Schanghai angelandigt.

In wenigen Tagen wird der Bericht der Enquiry-Kommission des Völkerbundes über die Vorgänge in der Mandchurie veröffentlicht werden. Wie es sicher ist, daß darin das Vorgehen der Japaner eine entsetzliche Beurteilung finden wird, so wenig ist daran zu zweifeln, daß die Japaner sich dadurch auf dem einmal von ihnen eingenommenen Wege nicht beirren lassen werden. Sie haben das mit ihrer vor kurzem erfolgten Anerkennung der mandchurischen Republik und dem mit ihr abgeschlossenen Bündnisvertrag bewiesen. Und die Stellungnahme des Völkerbundes — daran zweifelt aus insbesondere in den in erster

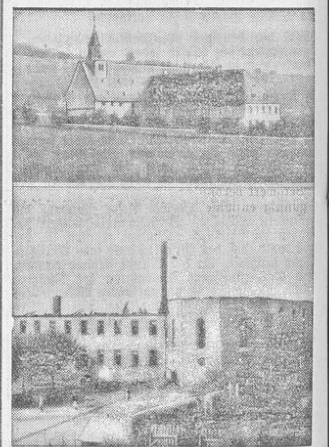
Linie betroffenen Staaten wie den USA und Rußland niemand — wird, wie schon so oft in anderen Fällen eine formale Neutralität ohne praktische Bedeutung bleiben. An dieser Stelle wird sich voraussichtlich auch nicht ändern, wenn die Japaner jetzt tatsächlich ihre Hand auch nach weiteren chinesischen Gebieten ausstrecken wollten.

Eine andere Frage ist es allerdings, ob sich wirklich das chinesische Volk widerstandlos den japanischen Aggressionsgelüsten weichen wird. An der Mandchurie haben die Regimenter Totlos bisher die Ruhe innerhalb der Bevölkerung nicht immer nicht erzwingen, wobei man freilich nicht weiß, ob sie es nicht können oder ob sie es wollen, daß sich der Einfluß größerer Truppenmassen nicht zeigt, weil die Chinesen früher oder später sich doch ausgetobt haben werden. Man weiß ja, daß die Manchu-Regierung auf so schwachen Füßen steht, daß sie einfach nicht in der Lage ist, den Japanern mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Aber aus diesen Anzeichen kann man ersehen, daß das machtvolle Auftreten des kaiserlichen Volks unter den Chinesen eine Stimmung ausgelöst hat, die den Boden für eine Konsolidierung der verworrenen chinesischen Machtverhältnisse vorbereitet.

Daß die russisch-kommunistische Agitation jede Bewegung unterdrücken wird, die den Japanern erfolgreich besonnen könnte, ist selbstverständlich. Den in letzter Zeit mehr in diplomatischen Kreisen der Ansicht, in daß den Amerikanern ausreicht die japanische Gefahr bedrohlicher erscheint als die russische und daß sie deshalb bereit sind, zusammen mit Rußland dem japanischen Imperialismus in Ostasien entgegenzutreten. Damit würde jedoch eine antijapanische Abwehrbewegung unter den Chinesen eine zweite wertvolle Stütze erhalten, an der der japanische Plan eines nordchinesischen Kaiserreichs mit Pu-Hi als Marionettenkaiser zerfallen könnte.

Sicher ist, daß weder der Völkerbund noch die Vereinigten Staaten noch Rußland die Japaner an der Durchföhrung ihrer Pläne zu verhindern imstande sind, wenn sich nicht die Chinesen selbst zur Wehre setzen, geführt von einer Regierung, die innerhalb ihres Geltungsbereichs tatsächlich die Macht besitzt.

Das Hildegardis-Kloster bei Bingen niedergebrennt.



Das Hildegardis-Haus und die Pfarrkirche vor und nach dem Brand. — Das berühmte Kloster Eibingen bei Bingen wurde durch ein Großfeuer vernichtet. Die berühmteste Abtei des Klosters war die Heilige Hildegardis, deren 750. Todestag 1929 feierlich begangen wurde. Der Hildegardisstein selbst konnte bei dem Brande gerettet werden.

Sach Zahlen sprechen!

Die Zinsen und Tilgungsraten der deutschen privaten Auslandsschulden betragen jährlich und 15 Milliarden Reichsmark. Der Gesamtverfüg der deutschen Handelsbilanz für die erste Hälfte 1932 wies aber nur 540 Millionen aus (1930 für die gleiche Zeit 818 Millionen). Es ist leicht, daraus Schlüsse auf die Möglichkeit der Zahlung politischer Forderungen zu ziehen.

Die Sterblichkeit ist in Indien fast doppelt so groß wie in den europäischen Ländern, nämlich 2,5 Prozent, für Frankreich ist die Zahl 1,65, für Italien 1,56, für England 1,34, für Deutschland 1,2 (Zahlen von 1928). Demgemäß ist das durchschnittliche Lebensalter in Indien sehr kurz: 24,7 Jahre gegenüber 49,3 in Italien, 52,2 in Frankreich, 55,6 in England und 56 in Deutschland. Für den kaiserlichen Teil des Lebens — die Jahre nach dem Lebensalter bis achtzigsten Lebensjahr — bleiben also in Indien durchschnittlich nur 7 bis 9 Jahre übrig, gegenüber 31 und mehr in Europa.

In diesem Jahr ist die gewaltige Talsperre am Dnieper mit einem Kostenaufwand von etwa 5000 Millionen Mark vollendet worden und damit die größte in Rußland und Europa. Das dort errichtete Kraftwerk von Dneproprotsk bei Zlatopolis soll zugleich mit neun Turbinen (Gesamtkapazität 810 000 Kilowatt) in Betrieb genommen werden (ein und jährlich 2,5 Milliarden Kilowattstunden liefern können, was eine Erparnis von drei Millionen Tonnen Kohlen bedeutet). Durch die Talsperre und die Schleusen ist der Dnieper im Dnieper um 12,5 Meter gehoben, so daß er auf seinem ganzen Lauf schiffbar geworden ist.

See-Kultur in Japan.

Inmitten einer Welt, die sich der europäischen bis in die kleinsten Nuancen angleichen bemüht, und deren Wandelung das Leben und Denken des japanischen Volkes in seinen Tiefen verändert, erhalten sich immer noch wie Oasen in einer Wüste alte Sitten in beinahe völliger Unveränderlichkeit. Es mag allerdings dahingestellt bleiben, wo der Flugland der europäischen Zivilisation nicht auf diese bunten Gärten eines Tages mit ihrem einformigen Gelb bedecken wird. Vorläufig blüht in diesen Inseln noch eine lebendig geliebte Tradition. Eine dieser fortbestehenden Sitten ist die Zucht der See noch immer in Sitten und Gebräuchen des japanischen Volkes. Er ist nicht nur zum Gegenstand eines Kultus geworden, sondern er beeinflusst in der Form eines regelrechten Jeronimellens sowohl die Beziehungen der Individuen zueinander wie Kunst und Dichtung bis zur gastronomischen Literatur.

In den nördlichsten Tempeln Japans, die häufig nur wenige Kilometer von ärmlichen Industriestädten entfernt zwischen Felsenwänden ihr geräumiges Dörfchen finden, spürt der Besucher häufig beim Betreten des offenen Vorraumes mit den Altären der Götter einen fremdartigen Geruch. Er heißt dann fahlgelbte Bonge, die gelbe Gemüchswurste mit tiefen Veräugungen dem Heiligsten nähern, um Teeläutler und Teeläutler auf die von keinem Feuer genährte Opferstätte zu führen. Lediglich die Strahlen der Sonne halten dieses Brandopfer in bündiger Glut. Aus dieser geheimnisvollen Alchimie entstehen Dämpfe, von denen die Phantasie leicht befangen wird, ohne die robusten und doch ohne die wüsten und feilsche und feilsche Reaktion der landesüblichen Reizmittel des Orients, des Haschisch und des Opiums. Diese religiöse Verehrung

des Tees ist der Ausdruck seiner Wertschätzung im täglichen Leben. Am Hofe des Mikado spielt der Meister des Tees heute noch die gleiche einflussreiche Rolle wie der Kaffeereiter und der Weizenreiner in den Serails der türkischen Sultane.

Die Einnahme des Tees in einem noch nicht von der europäischen Kultur belebten Wirtschaft (es gibt davon noch immer eine ganze Anzahl in Japan) oder in einem Privathause ist noch immer eine feierliche Handlung. Schmeichelnd hocken die Gäste auf leibenen Fußbodenmatten, bis ihnen das Getränk mit parfümierten Bonbons und kleinen Reisfischen, so jetzt wie ein Haus, von einem weiblichen dienenden Geiste fliegend auf einem Teebrett von kostbarer Lackarbeit in Tassen von nicht weniger kostbarem Porzellan serviert wird. Der Wirt oder der Gastgeber steht mit gekreuzten Armen in einer Ecke des Raumes und dirigiert die Bedienerin durch Sehen und Senken der Augenlider. Jeder Wirt kennt der Japaner nicht. Es erscheint ihm als Verbrechen, den besten Geschmack des Tees durch so grobe Mittel zu verfehlen. Der Teeraum selbst ist von raffinierter Einfachheit, die das Ergebnis einer bis ins höchste gesteigerten Geschmackskultur ist. Seinen Schmuck bildet gewöhnlich nichts anderes als eine Vase mit Blumen oder das Meisterwerk eines Malers. Die Vorhänge, die häufig weiße Wäfen als japanischer Kunst besitzen, vermeiden es sorgfältig, beim Tee damit zu prunken, um die Sinne ihrer Gäste nicht vom Genuß des Trankens abzulenken.

In der japanischen Literatur nimmt die Schilderung der Teebereitung und die Kultur der Trinksitten eine ähnliche Stellung ein wie die Kunst der Tafel bei den Franzosen und der Trinkkomment bei den Deutschen. Es gibt eine Reihe von Werken über die Behandlung der Teeläutler und die Vorzüge der verschiedenen

Sorten, die als Klassiker des japanischen Schrifttums gelten. Selbst die moderne Dichtung begreift sich fast noch immer an der Poesie des Tees. Der Genuß des Tees, der von Otsura, dem Verfasser des auch in Europa bekannten Buchs „Rom Te“, mit dem Kaufmann der Saiter im Bambushain und mit dem Meeresliebe des Meeres an der Küste der heimatischen Inseln verglichen wird, inspiriert auch das junge Japan immer wieder zu neuen Vergleichen.

Der Teegenuß dürfte gleichzeitig mit dem Buddhismus von China nach Japan gekommen sein. Ein Jahr hier wie dort in den Tempeln des Gautama Verwendung, um die Priester für die Gebete des Gottesdienstes um Mitternacht wachzuhalten. Gutes, ein Schriftsteller um die Mitte des achten Jahrhunderts noch Christus, der für einen der Apostel der Verbreitung des Tees in Japan gilt, hat eine noch heute als kanonisch geltende Beschreibung der Teebereitung hinterlassen. Nach ihm mußten sie sein: gerührt wie der Siegel eines tatarischen Reiters, geringelt wie die Wanne eines ausgewachsenen Stiers, dicht wie der aus einem Waldbach emporsteigende Nebel, glänzend wie ein von der Morgenröte bestrahlter See, naß und weich wie eben vom Regen berührte Erde. Eine solche Formulierung reißt sich leicht dem Gedächtnis. Der großen Lebenskunst aller Zeiten an. Sie ist darüber hinaus noch bedeutsam deshalb, weil sie nicht nur Privatbesitz einiger genießerischer Enobs geliebten, sondern Gemeinbesitz eines ganzen Volkes geworden ist, das ihn auch noch in den Krämpfen einer ökonomischen und geistigen Übergangszeit pflegt und aus diesem Grunde trotz aller Kriege der Gegenwart wieder einmal zu der ungebrochenen Lebens- und Kulturreinheit des alten Japan zurückfinden wird.

Usturias.

Sophie Kramptz.

Ich bin an der See in der spanischen Provinz Usturias (Asturien), in jenem Teile Spaniens, in dem es 365 Tage im Jahre regnet und die Menschen an den Regen als ihr einziges Element gewöhnt sind. So kommt es, daß Asturien, gleich Galicien, dem Baskenland und dem ganzen Uferlande des Atlantik, keine Sorge kennt um die Bewässerung, die dem landwirtschaftlichen Problem in Spanien sein eigentliches Gepräge verleiht. Aber auch dieses andere untergeordnete Asturien von Kastilien oder dem Süden Spaniens. Die Asturianer haben niemals unter der Vergrößerung der Ackergerätschaften, und deshalb sind keine Spuren des maurischen Einflusses in ihrem Aussehen, in ihren Sitten und Bräuten, in ihrer Architektur oder Musik festzustellen. Die ursprünglichen Asturianer haben sich mit den Göttern vermengt, sind früh zum Christentum übergetreten und wurden die eifrigsten Verfolger der druidischen Rituale. Sie nennen sich auch gleich den Basken „crístianos viejos“ (alte Christen). Dieser alte Erde war auch ein Aup der Götter; von hier aus wurde die Wiedereroberung Spaniens für die Christenheit begonnen und vollendet. Zum Danke dafür trugen alle spanischen Könige seit dem 14. Jahrhundert den Titel „König von Asturien“.

Vielleicht ist es der „reine“ Ursprung, auf den übrigens die Asturianer sehr stolz sind, der sie so wesentlich von den anderen Spaniern unterscheidet. Sie sind feierlich, rauher, vor allem Dingen aber arbeitssamer und nüchtern, als es sonst bei den Spaniern der Fall ist. Trotz dieser Unterschiede haben die Asturianer keine Unabhängigkeits- oder Selbstverwaltungsbestrebungen, wie die Katalanen oder die Basken; sie sind durch und durch Spanier, und ihre Sprache ist das reine Kastilisch. Das Land liegt an den Ufern des Atlantischen Ozeans und hat im Hintergrunde die hohen und noch immer wenig erschlossenen Cantabrischen Berge. Eine kippige Vegetation erlaubt es, auf den grünen Bergabhängen und in den grünen Tälern Viehzucht zu treiben, und die Mastenpferde aus dieser Gegend sind sehr berühmt. Auch hier sind keine Wälder, aber man sieht viele Fruchtbaum und der asturische Wein — cidre — hat einen beisehenden Beluft. Die Hauptquelle des Wohlstandes bilden freilich die Bergwerke. Der Reichtum Asturiens an Kohlen, Eisen, Kupfer, Blei, Kobalt, Arsenik, Zink, Zinn, Silber, Marmor usw. hat seit langer Zeit schon die Aufmerksamkeit fremder Unternehmer auf diese spanische Provinz gelenkt. Durch wurde Asturien mit Asturischen Ozeans und Kastiliens, die reichste Provinz Spaniens, um so mehr, als sich auch die Industrie, die mit dem Bergwerk verbunden ist, hier ziemlich schnell und günstig entwickelt hat, so daß zum Beispiel die Erze von Bilbao hierher zum Schmelzen gebracht werden. Zugleich mit dem relativen Wohlstande vermehrte sich auch der Wohlstand der Arbeiter, zumal als die zahlreichen Wanderer, die aus Amerika zurückkehrten, Schulen gründeten.

In der Kriegszeit wurde der Wohlstand der Provinz durch den sehr erhöhten Export der Erze, aber die Unternehmer beruhen nur zum ganz geringen Teil den großen Zufluß an Mitteln, um die Gruben zu modernisieren. Der größte Teil der Gruben blieb, wie so vieles in Spanien, primitiv und rückständig. Diese Rückständigkeit der Gruben, die die englische Konkurrenz, die sich durch das Sinken des Wunders verlor, verurteilte gegenwärtig in diesem Grubengebiet eine starke Arbeitslosigkeit; man berechnet, daß sie an die 30 Prozent der Arbeiterschaft trifft. Die meisten Arbeiter arbeiten jetzt nur noch drei Tage in der Woche, aber das kleine eigene Anwesen, das die meisten von ihnen besitzen, ihre Familie zu ernähren. Die Löhne sind so gering wie sonst in Spanien, betragen 12 bis 15 Peseten,

d. h. 4 bis 5 RM. täglich, und der Lebensunterhalt ist viel billiger als in Deutschland. Diese Löhne sind das Resultat eines harten Kampfes der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber, der in Asturien, was die Grubenarbeiter betrifft, sehr gut organisiert war. Das „Sindicato Minero Asturiano“ ist ein der Union General de Trabajadores angehöriges, also sozialistisches Syndikat, und von ihm werden etwa 25.000 Grubenarbeiter umfaßt, wenn auch natürlich nebenbei noch anarchoindividualistische und kommunistische Gruppierungen, aber ohne große Bedeutung, vorhanden sind. Gegenwärtig ist es dieser Gewerkschaft gelungen, ein politisches Stimmrecht für die Grubenarbeiter in der parlamentarischen Kommission durchzusetzen, und man kann annehmen, daß dieser Entwurf im Plenum zum Gesetz erhoben wird. Ein anderes Projekt, das von dem sozialistischen Abgeordneten von Oviedo (Sindato Asturiano) ausgeht, wird auch so schnell Zustimmung finden. Dieser Vertreter der Interessen der Grubenarbeiter, Amador Hernandez — möchte es durchsetzen, daß die von ihnen Besitzern festgelegten Gruben Nationalisierungen werden.

Oviedo und das benachbarte Grubengebiet sind also stark sozialistisch; außerdem entwickeln die linken parlamentarischen Parteien hier weiterhin eine rege Tätigkeit, um die katholischen Einflüsse zu unterbinden, die natürlich im Norden Spaniens, in der uralten Burg des Katholizismus, besonders stark sind, hauptsächlich, was die Frauen betrifft. Wieder hörte ich hier belagerte Stimmen, wie das Frauenwahlrecht die Wahlresultate beeinflussen werde. Natürlich handelt es sich dabei in erster Linie um Frauen aus Kleinbürgerkreisen, aber ihre Zahl ist es, die Bedeutung ausmacht. Die Sozialisten verlieren sehr wohl, daß sie vor allem einen kulturellen Kampf führen müssen; sie haben jetzt in jeder Stadt ein Volkshaus — casa de pueblo — errichtet und veranstalten Vorträge, eröffnen Lesesäle, bedienen sich des Rundfunks.

Revolte des Maschinenmenschen

Merkwürdiger Vorfall in der Londoner Radioausstellung.

In der nationalen Radioausstellung in London ereignete sich ein Zwischenfall, wie er in keiner Art bis nun beispielsweise dastand. Ein Maschinenmensch hat gegen seinen Schöpfer rebelliert und diesen mit seinem metallenen Arm einen so wichtigen Schlag auf den Kopf verleiht, daß der Vater dieses modernen Homunkulus sich einer kleinen Operation unterziehen mußte. Man kann diesen Vorfall ein wenig symbolisch deuten und in ihm, wenn man will, eine Art Aufruf des Maschinenmenschen gegen seinen Erzeuger erblicken.

Der Maschinenmensch revoltiert, bricht die Fesseln seiner Knechtschaft und haut den Schöpfer seines Leibes ein.

Reduziert man jedoch den Vorfall, des Symbolismus entkleidet, auf den nüchternen Tatsachenzustand, so ergibt sich, daß der Maschinenmensch „Alpha“, so nennt der Ingenieur Harry May sein etwas zu groß geratenes und unabdingbares Schöpfung, in seinem metallenen Mechanismus einen Hebel befahl, dessen Schrauben sich lockerten.

Dieser Hebel bediente aber den rechten Arm des Maschinenmenschen. Die Folge war fatal: Harry May demonstrierte einer amerikanischen Interessentengruppe, die angeblich für „Alpha“ bereits das nette Stimmchen von 50.000 Dollar geboten hatte, die Künste des Maschinenmenschen. Er zeigte, daß „Alpha“ dank den geschulten angestrichelten Fingern Teile aus Zeitungen vorzulesen vermag, gewisse Fragen

Trotz der großen Bedeutung der Sozialisten in Asturien kann man natürlich die Bedeutung der anarchoindividualistischen Strömungen nicht übersehen. In Oviedo, dem größten Bisherigen Spaniens, einer Stadt von etwa 70.000 Einwohnern, die teils Arbeiter, teils Kleinrentner, teils Arbeiter sind, ist die Stimmung durchwegs anarchoindividualistisch. In La Figueira gehörte als Gruben- und Metallarbeiter in die anarchoindividualistische Confederation, die etwa 6000 Arbeiter umfaßt. In diesem Orte trägt diese anarchoindividualistische Gewerkschaft einen besonders freigeistigen Charakter. So wurden im vorigen Jahre von den anarchoindividualistischen Arbeitern die Posten besetzt, und die Arbeiter drohten, sie in die Luft zu sprengen, wenn die bewaffnete Macht sich ihrer bemächtigen wollte. Es gelang der Organisation in diesem Falle, ihre Wünsche durchzusetzen. Wenn man bedenkt, wie nahe die genannten Driftschiffe innerhalb der Provinz beieinander liegen, und den unerbittlichen Kampf der Organisationen gegeneinander im Auge faßt, so wird einem die tragische Spaltung innerhalb der spanischen Arbeiterschaft erschreckend klar.

Auch die landwirtschaftliche Bevölkerung Asturiens bildet eine einheitliche Klasse. Der soziale Kampf ist hier nicht so verheerend, wie in der Industrie, aber es fehlt die soziale Bewegung. In Asturien gibt es entweder Kleinrentner oder Bäcker, und die günstigen natürlichen Bedingungen des Landes lassen kein landwirtschaftliches Gend aufkommen. Dafür steht hier der politische Terror ein. Die „Kacif“ (Mittelherren in weiten Gebieten) sind nicht ausgefordert, der Verlangen von ihren Pächtern, daß sie ihre Politik unterstützen und zwar fast sich die Richtung dieser Politik vorzählen. Doch die asturischen „Colonen“ oder Bäcker sind meistens vom Geiste der Unabhängigkeit, die alle Asturianer auszeichnet, befeuert.

An all das muß ich denken, während ich aus dem Fenster meines Zimmers auf das verregnete London blicke. Dieses Asturien, dieses Streifen Landes, reich an Bergen, Schluchten, Grotten, reich an alten Bauten und an religiösen Sagen, ein Streifen Land, auf dem viel, streng und nüchtern gearbeitet wird, ist ein so ganz anderes Spanien und doch auch Spanien, das um seine Wiegeburt kämpft.

Revolte des Maschinenmenschen

Merkwürdiger Vorfall in der Londoner Radioausstellung.

beantworten kann, stets die richtige Zeit, Stunde und Minute angeben kann und sich noch auf etliche andere Rünkte versteht. Nun hätte „Alpha“ gerade bei letzterem Rünkte, nämlich die Angabe der Zeit, vorzuführen sollen. Da geschah das Mächtige.

Die gelockerten Schrauben ließen den Hebel, dem rechten Arm, los, worauf die Bränke des Maschinenmenschen mit ziemlicher Wucht auf den Schöpfer des Ingenieurs May, der knapp vor ihm stand, unumkehrbar hinabschlug.

Ohnmächtig brach der Ingenieur zusammen. Er mußte in ein Spital überführt werden, wo nach Vornahme einer Operation und der Auflegung eines Verbandes sein Zustand sich rasch besserte. Schlimmer ist nun die Tatsache, daß der amerikanischen Käufer nunmehr jede Lust vor der Anwendung des Maschinenmenschen verloren war und die Verhandlungen unterbrochen wurden.

Es ist interessant, daß „Alpha“ einen Revolver bedienen kann, ja sogar, wenn es sein muß, auch ein ganzes Maschinengewehr. Mit dieser Lastlage ist man einen bedeutenden Schritt dem Projekt des amerikanischen Ingenieurs Whitney nähergekommen, der bereits vor vielen Jahren den Mechanismus eines Maschinenmenschen beschrieb, der als Maschinenjockey oder als Maschinenpolizist verwendet werden kann.

Ein Gasmotor von sechs Pferdekräften

loll das Herz dieses unheimlichen Androiden bilden.

Es stellt jene Kraftquelle dar, die die Bewegungen des Maschinenmenschen ermöglicht. Es braucht einem also darum nicht zu bangen, daß dieser in der Erfüllung seines Dienstes etwa von Verschwärtern befallen werde. Ein Herz von sechs Pferdekräften hält jeder Möglichkeit stand und braucht keine Aufregungen zu scheuen. Ein Radioaufnahmeapparat stellt ein ausgezeichnet funktionierendes Surrogat des fehlenden Gehirns dar. Mit diesem Gehirn des Menschen ausgestattet, kann der Androide sich selbständig zu denken und zu wollen. Es ist aber gut genug zur Aufnahme des Kontrollors, der — wie erwähnt — in seinem Auto sitzend, mit einem Radioteleskop die Befehle an ihn weiterleitet. Zur Erhaltung des Gleichgewichts trägt der Radiomensch einen kleinen, schon ausgeschalteten Apparat, das sogenannte Gyroskop, ohne das sich die Maschine nicht aufrechtsetzt und vorwärtsbewegen könnte.

Das Gyroskop verleiht dem Ungeheuer Menschenvürde.

Es macht aus einem Tierautomaten einen stolzen, auf zwei Beinen laufenden Radiomenschen, dessen Füße durch kleine Motorrollen gebildet werden. Die Arme sind als eine Art Gummiarme ausgebildet und stellen eine furchtbare Waffe dar.

Kartoffel in Not.

Die Kartoffel, die Kost der breiten Masse, ist ernsthaft bedroht, aber nicht etwa wie der Hering durch eine im Interesse bestimmter Kreise durchgeführte Zollsteuerung, sondern durch einen räuberischen Feind, der über den Ozean zu uns nach Europa kam und vor der Küste des Atlantik aus einem heftigen, unaufhaltsamen Vorrückmarsch angetrieben ist.

Die Kartoffel ist durch den Colorado-Käfer gefährdet, der viele Teile Frankreichs heimlich und hier, genau so wie in vielen Landstrichen Amerikas, den Kartoffelbau zum Erliegen brachte.

Seit 1922 ist das in Mitteleuropa auftretende Insekt, dessen Fruchtbarkeit phantastisch ist, von der Küste des Atlantik bis etwa zum 45. Breitenkreis weithin der deutschen Grenze vorgezogen. Sein Auftreten hat nicht nur die französischen Bauern und Wissenschaftler, sondern auch das französische Parlament in reichem Maße beschäftigt. Gehe wurden zu seiner Bekämpfung erlassen. Gift, Benzol, Schwefel und viele andere Mittel zu seiner Vernichtung verwendet. Alles war vergeblich. Ein einzelnes Weibchen, das dem Sterben entgeht, hat in einem einzigen Sommer 50 Millionen Nachkommen. Gegen diese Fruchtbarkeit verlagert bisher auf einem Gebiet, das etwa ein Drittel ganz Frankreich umfaßt, die menschlichen Kriegsmächten. Ein großer Teil der französischen Kartoffelernte wurde letz Jahre vernichtet.

Der Export von Kartoffelprodukten aus den betroffenen Gebieten wurde unmöglich, denn kein Land will durch irgendwelche Produkte aus den Colorado-Käfergebieten die Plage ins eigene Land bringen lassen.

Der Verlust, den Frankreich jährlich durch den Colorado-Käfer erleidet, wird auf einen Viertel der Kartoffelernte geschätzt. Darin sind alle Kosten, auch die Ausgaben für die Bekämpfung gegen das gefährliche Insekt, sowie der Ausfall an Einnahmen enthalten.

Der Colorado-Käfer wurde 1824 im Gebiet des Coloradoflusses entdeckt. Man hielt ihn für ein harmloses, besonders hübsches Tier. Man stellte fest, daß er sich von Nachschattengewächsen nährte und identisch ihm weiter kam. Besonders Aufmerksamkeit. Das wurde mit einem Schläge anders, als viele Landstrichen mit Kartoffeln bebaut und auch im Gebiet des Coloradoflusses Kartoffelfelder angelegt wurden. Reht wurden für diesen Käfer auf künstliche Art geeignete Lebensbedingungen geschaffen. Der vergrößerte Nahrungsraum schuf eine geeignete Unterlage für die Erstzucht unzähliger Käfer, die früher aus Nahrungs-mangel zugrundgegangen wären. Eine ungeheure Anfruchtbarkeit ergab sich über die Kartoffelfelder Amerikas.

In einem Zeitraum von rund 20 Jahren überwand der Käfer eine Entfernung von 2000 Kilometern. Der Kartoffelbau wurde unmöglich. Ganze Provinzen mußten sich in ihrer landwirtschaftlichen Produktion umstellen.

Der Atlantik bot dem weiteren Vordringen des Käfers zunächst ein Hind. Dann aber kamen einige Exemplare mit irgendwelchen Ausfuhrwaren über den Ozean als unerwünschte Gäste nach Europa. Zum ersten Male wurde man der Käfer 1877 in Deutschland, in Wülshelm am Rhein und in Torgau auf einem begrenzten Gebiet fest. Durch rücksichtsloses Eingreifen gelang es, der Pest Herr zu werden. Die betroffenen Acker wurden isoliert. Der Boden wurde mit Benzol gesättigt. Ständigem Überwachen gelang es, das Males und auch später, als der Käfer 1887 nochmals in Torgau und 1914 in Stade entdeckt wurde, die Verbreitung zu verhindern. Als man aber 1922 in Frankreich das Auftreten des Käfers erkannte, waren bereits viele hundert Quadratkilometer befallen. Der Colorado-Käfer hatte sich damit in Europa festgesetzt. Er wurde bekämpft wurde erfolglos. Hätte man, so wie in Deutschland, den Käfer auf verhältnismäßig kleinen Gebieten isolieren können, dann wäre seine Vernichtung gelüht.

Nun fehlt es nicht vor der deutschen Grenze.

Deutschland richtet sich darauf ein, den anmarschierenden Feind gebührend zu empfangen. Stedfried: Der toisige etwa ein Zentimeter lange Käfer hat auf seinem Hinterkopf ein schwarzes Punkte. Auf dem hellgelben Hinterkopf befinden sich zwei dunkle Punkte. Die Larven sind dunkelfarbig, die Puppen noch etwas dunkler. Das Auftreten des Insektes in Deutschland, das in Bälde zu erwarten ist, muß selbstverständlich sofort den Behörden gemeldet werden.

König Vielfraß.

Von George Slocombe (Paris).

Im Schatten von Schloss Reiterlandsbild Ludwig XIV. in Paris, gibt es ein kleines Restaurant, das sich „Le Roy Gourmer“ (König Feinschmecker) nennt. Nichts ist lächerlicher als diese Bezeichnung. Denn Feinschmeckermittel hat nicht das Geringste zu tun mit dem unerlässlichen Begehren nach Nahrung, das den „Sonnenkönig“ befeuerte. Er war nicht einmal ein Feinschmecker, sondern ein — Vielfraß. Noch im Alter, in fester Angst vor dem Tode und von seinem unerlässlichen Leibärzte Jagon im Jaune gehalten, verlor sich der königliche Patient täglich eine Taubenpuppe und drei gebratene Hühner. Noch in seinem letzten Lebensjahre begann und endete jede seiner Mahlzeiten mit einer gewaltigen Menge geistiger Getränke, Wachs und Gewürzen. Auf ihn ist die Einführung des „entremet“ des Zwischengerichtes, in die französische Küche und auf eine seiner Favoritinnen, Madame de Montespan, die der Eschmalche zurückzuführen.

Kein Porträt eines Königs wirkt abstoßender als das Ludwig XIV. der Tisch. Er nahm, wie es damals Sitte war, an ein Uhr mittags sein Dinner ein. In seinen letzten Lebensjahren durfte er während des Vormittags nichts anderes als eine Tafel aufgebährten Salbeteers und Zimmläusen zu sich nehmen, mit denen seine Zähne stets gefüllt waren. Er aß stets in seinem eigenen Zimmer und ließ dabei in seinen hochmütigen und unerschrockenen Augen aus den Fenstern, durch die man den Ausblick auf die prunkvolle Avenue hat, die vom Reichlicher Schloß nach Paris führt. In der der „Gleichzeitigkeit dieses Raumes entzündete er sich in die D. der Fensterrahmen, an die er sich nach dem Einstimmen der alle seiner aufeinander fol-

genden Leibärzte am Nachmittag halten sollte. Gerächt um Gericht verhandelt in seinem geräumigen Kabin. Eine seiner Maitresses schrieb von ihm: „Ich habe, und zwar oft, den König vier verschiedene Suppen, einen ganzen Kalb, ein Rehbock, eine große Schüssel Salat, gebratenes und nicht Knoblauch gewürztes Lammfleisch, zwei kleine Schinken, eine Platte Pökelfleisch und Süßigkeiten verzehren sehen.“ — Nicht war von dem strengen Jagon von des Königs Tafel verbannt worden, obwohl der Kronprinz ihn leidenschaftlich gern aß. Auch die von La Quintinie in den Gärten von Versailles gezogenen Gemüse wurden dem König von seinem Leibärzte verboten.

Ein einziger rühmte moderne Feinschmecker Jagon besonders nach. Er runzelte über den süßen Champagner, den sein Patient liebte, die Stirn und ließ ihn durch Burgunder trinken. „Ist er konnte den nach Süßem geringen König nicht dazu bewegen, an diesem edlen Wein Genuß zu finden.“ Ludwig XIV. ließ Kindheit durch süßen Sirup verhätschelt, mit seinem durch die orientalischen Gewürze, die jeder Speise beigegeben werden mußten, stets entzündeten Magen und seinem durch das viele Süßigkeiten geübten Geschmack. So konnte er sein Ende an seinen geistigen Zuckern vollern fest. Genau so, wie seine Schmeckerei zu die aufgetragen, keine Vorsehrung zu honigtriefend sein konnte, als daß Ludwig XIV. nie nicht als ihm rechtens gebührend aufgenommen hätte, genau so konnte seine Seele alles gewirkt und in Geracht. Aufstößend ließ sich sein, als daß sie seinen abgestumpften Gaumen angewidert hätten.

Es wird erwähnt, daß er allein peiste. Doch ein Tischgenosse — sein Bruder Philippe — ward gelegentlich zur königlichen Tafel zugezogen. Dieser Bruder, der nach dem königlichen Willkür, Saint Simon ergab

von ihm, daß er „auf einen Sitz“ einen ganzen Schinken, ein Duzend Schneepfen, eine Suppen-schüssel voll Mandelfüllige, zehn mit Fruchtmasse gefüllte Pasteten und zuguterletzt so viel Obst, als auf dem Tische stand, zu verzehenden pflegte.

Während der König sein Mittagessen in treuer Abgeschlossenheit einzunehmen pflegte, ließ er abends angeht das ganze Hofes. In Paris gestattete er sich allerhand läppische Freiheiten mit den Damen, die zu seiner Tafel zugezogen waren. Der „Sonnenkönig“ zielte geliebt mit Vorkugeln, bombardierte seinen Hof mit vielen Vorkugeln und ließ sich sogar auf einen Schuß von einem Kanonenrohr. Manahmal trank Pfeffer und Drangen an die Stelle der Vorkugeln. Einmal rügte sich Königin de Baufois, Kammerdame der Prinzessin de Conti, der Tochter des Königs, durch einen besonders gelungenen Schuß der Majestät zur Verwundung gelassen, an ihrem Bein, indem sie eine Schüssel voll Salat, Würste und anderem“ gegen den König schleuderte.

Heute liegt Schloß Marly, einstmals Schauplatz dieser Szenen, verlassen wie Babylon da; kein Stein steht mehr auf dem andern. Und Versailles, prunkendes Denkmal des sonnenförmigen Glanzes, erstarrt in ländlicher Verwahrloshung. Mit seinem holprigen, moosbedeckten Treppentritt, seinen zerfallenen Schritten der Fremdenführer und Touristen überfallenden Wandgemälden, seinen endlosen mit bemalten Gipsfiguren seiner Könige vollgepfropften Galerien und seinen traurigen, ausgebeuteten Terrassen steht es leblos zur Sonne und zu den Wolken empor gleich der verfallenen Marmortafel einer leeren Gruft.

(Eingl. autorisierte Uebersetzung von Leo Korten.)

Nordwestdeutsche Rundschau.

Tödlicher Unfall auf der Chaussee.

Ein bedauerlicher Unfall ereignete sich auf der Chaussee von Ems nach Werder. Der dreißigjährige, unverheiratete Sabbo Peters aus Werder hatte an einer Verammlung in Ems teilgenommen und kehrte von derselben nachts gegen drei Uhr zurück, dabei fuhr er infolge leichtes Nebels mit voller Fahrt gegen einen Gassenbaum, was den sofortigen Tod zur Folge hatte. Ein nach seiner Arbeitsstelle fahrender Milchfuhrmann fand den Verunglückten im Chausseegraben und sorgte für die Überführung der Leiche zu den Angehörigen.

Mundum. Mit dem Motorrad gefahren. Gestern nachmittags fuhr in der S-Kurve, Heiligenroden-Raum, ein Motorradfahrer mit Begleiter. Mit 40 Kilometer Geschwindigkeit von Wilhelmshaven kommend, verlor der Fahrer in der S-Kurve die Gewalt über die Maschine. Der Mitfahrer landete in einer Dornhecke und erlitt eine Handverletzung. Ein Anwohner leistete dem Verunglückten Hilfe. Der Fahrer selbst, ein Marinangehöriger aus Kiel, hatte keine Verletzungen erlitten.

Heimliche. Ein Hund verursacht den Sturz eines Motorradfahrers. Als gestern morgen der Fahrer des Vademesters Poppinga aus Jever mit seinem Motorrad auf der Kaiserstraße fuhr, sprang ihm plötzlich der Hund des Gutsbesizers H. ins Rad. Der Fahrer stürzte, und die Wunden, die er in einem Kopf erhielt, wurden auf die Straße verstreut. Der Gestürzte kumpelte, schien aber nicht verletzt zu sein und konnte seine Fahrt fortsetzen. Am Motorrad waren nur geringe Verletzungen zu verzeichnen.

Wetterleiche. Ein Schinken in der Süderbäke. Beim Reinigen der Süderbäke wurde bei der Brücke am Drisausgang in Richtung Fischmarkt ein schwer verpackter Karton aus dem Wasser gefischt, in dem sich ein Schinken von etwa 30 Pfund befand. Das Paket scheint etwa 14 Tage im Wasser gelegen zu haben. Der Eigentümer hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen.

Malthe. Scheune abgebrannt. In der Nacht zum Freitag ereignete sich plötzlich Feuer in der Scheune des Landwirts Chr. Behrens in Lehmdermoor. Die Feuerwehren von Malthe, Südbäke und Jahn waren in kürzester Zeit bei der Brandstelle und gelang es nach drei Wochen, die beiden mit der Scheune in Verbindung stehenden Wohnhäuser zu retten, während die Scheune selbst vollständig niederbrannte. Witterbrandt und die gesamten Vorräte. Auch bei diesem Brand machte sich wieder, wie schon so oft, der Mangel an Wasser bemerkbar. Nachdem die Motorpumpen erst verfrachtet worden, mußte das Wasser dann aus der circa 700 Meter entfernten Jahn'schen Hofanlage geholt werden, was nur durch die Verbindung der drei Wehren möglich war. Dabei ist

Eine strenge Vorchrift der St. Pauls-Kathedrale fällt.



Frauen ohne Kopfbedeckung in der Londoner St. Pauls-Kathedrale. — In der St. Pauls-Kathedrale in London wurde eine alte bisher streng befolgte Vorschrift abgeschafft. Frauen, die keine Kopfbedeckung bei sich haben, brauchen jetzt im Gegensatz zu früheren Jahren, was Beginn des Gottesdienstes nicht mehr die Kirche zu verlassen.

Rache der ägyptischen Götter.

Wieder zwei Eucher nach Königsgräbern gestorben.

(Bericht aus Alexandria.)

Das Verhängnis, das jene englischen Forscher verfolgte, die in Ägypten nach den Gräbern und Schätzen der Pharaonen auf der Suche sind, forderte in den vergangenen Jahren bereits zahlreiche Todesopfer. Man erinnert sich an das Schicksal Lord Carnarons, des Entdeckers des Grabes Tutankhamons, der von einer Pflanze gelitten, den Tod fand. Auch seine Nachfolger starben eines unnatürlichen Todes. Unter der ägyptischen Bevölkerung ist seit Jahrhunderten die Legende verbreitet, daß ein jeder, der die heiligen Gräber der uralten Herrscher mit freier Hand berührt, eines schrecklichen Todes sterben müsse. Dieser Volksglaube findet jetzt durch zwei weitere mysteriöse Todesfälle seine Bestätigung.

Die Königsgräber am Roten Meer.

Die Gräber der Pharaonen wurden bis vor einigen Jahren entweder in der Nähe von Theben oder am oberen Nil, wo die ältesten Dynastien ihre Grabstätten hatten, gesucht. Erst in allerletzter Zeit kamen zwei Engländer, der Grubeningenieur H. H. von Glasgow und sein Freund, der Londoner Kaufmann Duffill, auf den Einfall, auch in der östlichen Wüste, in unmittelbarer Nähe des Roten Meeres, nach Königsgräbern zu suchen. Sie vermuteten in dieser Gegend die Grabstätte einer ägyptischen Dynastie der Hofes, jenes kriegerischen Stammes, der ungefähr 1500 Jahre vor Christi Geburt Ägypten erobert und mehrere hundert Jahre lang das Reich beherrschte hatte. Ein ungefähr 50 Jahre alter Mann lebte lange Zeit in Grönland, dann in Südafrika, wo er seinen Freund, den 40jährigen Ingenieur H. H. kennen gelernt hatte, und die beiden entschlossen sich, nach Ägypten zu fahren.

Im Jahre 1917 landeten sie mit einem Dampfer in Alexandria und fuhren dann mit einem Flugzeug in die Wüste von Matruh, wo

sie mit Hilfe von Eingeborenen mit den Ausgrabungen begannen. Jahrelang trug ihr Unternehmen keine Früchte. Die Gräber der Hofes-Dynastie waren unauffindbar. Dagegen liegen sie im vorigen Jahr bei Rosette auf eine uralte Grabstätte, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch von den alten ägyptischen Königen aufgedeckt wurde. Seit einem Jahr bemühten sich H. H. und Duffill, die verweigten Goldadern der Grube auszugraben.

Der Tod der beiden Engländer.

Vor einigen Monaten erkrankte plötzlich Ingenieur H. H. an einem geheimnisvollen Leiden. Er konnte weder essen noch schlafen und magerte allmählich zu einem Skelett ab. Sein treuer Freund Duffill pflegte ihn nach Möglichkeit und riet ihm wiederholt, die ziemlich fortgeschrittenen Arbeiten für einige Zeit abzubrechen, um in London einen Professor der Medizin zu konsultieren. Allein war H. H. nicht dazu zu bringen, seine Ausgrabungen unmittelbar vor dem endgültigen Erfolg im Stiche zu lassen und blieb. Sein Zustand verschlechterte sich von Tag zu Tag, und vor einigen Tagen starb er in den Armen seines Freundes.

Duffill war über den Tod seines besten Freundes in eine verzweifelte Verzweiflung geraten, daß er tagelang ärgerte, den toten H. H. zu beerdigen. Er sah stumm und totenblau vor der Leiche und harzte das Gesicht des Verbliebenen an. Als endlich die Leiche begann, einen unerträglichen Verwesungsgeruch zu sich zu verbreiten, anzufragen die Eingeborenen Duffill, dem Begräbnis zuzukommen. Einige Minuten, nachdem die letzte Hand voll Erde in das irdische Grab gefallen war, hörten die Teilnehmer der Beerdigung die Ovation eines Schusses. In einiger Entfernung vom Grabe hatte sich Duffill eine Pistole in die Schenkel gelagert und brach tot zusammen. Die Ursache der Vergiftung wird jetzt die Leichen der beiden Forscher nach England überführt und sie dort feierlich bestattet.

Zum dritten Mal der Unhold von der Königsheide?

Schlechte Nacht der Gefahr entkommen.

Aus Berlin wird gemeldet: Raum wurde das furchtbare Verbrechen an der elbischen Elfen. Tochter eines Kaufmanns aus Nieder-Schlesien, bekannt, als sich bei der Polizei ein Arbeiter aus Karlsruhe, das ebenfalls umweit des Tatortes in der Königsheide liegt, meldete und die sensationelle Mitteilung machte, ein Unbekannter habe, kaum sechs Stunden vor der armenwollen Untert in der Königsheide eine ledige Tochter, Ermaard, entführt wollen. Das Kind ließe sich von dem Haus seiner Eltern, als plötzlich ein Kabinchen erschien, es überwiege auf sein Rad hob und eilend davonfuhr.

Die kleine Ermaard erkrankte später, sie habe während der Fahrt fortwährend geschrien. Nur diesem Umstand war es wahrscheinlich zu verdanken, daß der Unbekannte sich mit der Kleinen auf eine Weile leiste und sie dort zu beruhigen versuchte. Da sie nicht antwortete, nach

den Eltern zu rufen, hob er sie wieder aufs Rad und setzte sie eine Viertelstunde später in der Nähe ihres Elternhauses ab. Ballanten fanden das Kind und brachten es nach Hause.

Man nimmt an, daß es sich in allen drei Fällen um denselben Täter handelt, auf dessen Greifzucht die Polizei eine Belohnung von 500 Mark ausgesetzt hat. Trotzdem ist es möglich, daß auch Schlechte Nacht der Gefahr entkommen. In Berlin herumtreiben; denn es machte sich in Schöneberg, diesmal also im Westen von Berlin, ein Mann an spielende Mädchen heran und bot ihnen Zigarettenbilder zum Tausch an. Ein schönjähriges Mädchen folgte ihm in ein Sanatorium, bekam es dort plötzlich mit der Angst zu tun und holte rasch seinen Vater. Der Unbekannte entkam mittlerweile. Alle diese Vorfälle haben in Berlin betrübliche Ereignisse hervorgerufen.

es in dem niedrig gelegenen Lehmdermoor doch ein Leichtes, ergiebige Wasserfluten anzulegen.

Augusthe. Jahn Jahre Begräbnis. Unterhaltungsstelle für die Arbeiter in Ems und Umgebung. E. B. Anlässlich des bevorstehenden Jubiläums der Unterhaltungsstelle hat der Vorstand eine Broschüre herausgegeben, welche Aufschluß über die Vorteile und Ziele einer solchen Einrichtung gibt. In der Zeit der Millionen, in der Inflationszeit, da wurde die Unterhaltungsstelle gegründet. Infolge der hohen Geldentwertung war es dem damaligen Zeit für die meisten Einwohner ein Ding der Unmöglichkeit, im Sterbefalle ein würdiges Begräbnis für den Verstorbenen zu bezahlen. Die Leute schlossen sich zu Gemeinschaften zwecks Unterstützung zusammen. Als die Not aber immer größer wurde, veranlaßte die Hauptunterstützung eine große Veranlassung in Sanitäts-Wirtschaft, welche einstimmig eine Gründung der Begräbnisunterstützungsstelle beschloß. Die Vorarbeiten wurden von den Herren Eilersen, Wlen und Webermann erledigt. Im Februar des Jahres 1923 kam es dann zu einer endgültigen Gründung der Begräbnisunterstützungsstelle für Augusthe und Umgebung E. B. Die Wahlen hatten damals

folgendes Ergebnis: 1. Vorsitzender Otto Bruns, 2. Vorsitzender Hermann Webermann, Schriftführer und Kassierer Otto Wlen. Zu Beisitzern und Prüfern wurden Rehmer, Berthold, Schulz und Bruns gewählt. Der heutige Vorstand ist noch derselbe, nur die Beisitzer und Prüfer sind andere. Die Kasse, welche sich sehr schnell entwickelte und später mit der Stabilisierung der Markt einen sichtbaren Nutzen für die Allgemeinheit aufwies, hat viele Interessenten gefunden. Im Jahre 1931 gehörten 1092 Mitglieder dem Verein an. Es ist außer in dem Inflationsjahr, in 102 Sterbefällen geholfen worden und wurden 6558 Reichsmark für die Unterhaltung bis einschließlich 1931 ausgegeben. Mit der Herausgabe einer kleinen Broschüre, welche großen Anklang in allen Kreisen findet, hofft man noch fernstehende zu überzeugen und als Mitglieder gewinnen zu können.

Detern. Eines der ältesten Häuser abgebrannt. Am Freitag mittag entstand abgebrannt durch Selbstentzündung des Heus, in dem Anwesen des Landwirts Bauer von hier ein Feuer. Fast sämtliches Inventar sowie drei Schweine fielen den Flammen zum Opfer gefallen. Es handelt sich um ein 150 Jahre altes Haus. Es soll aus den Steinen der alten Kirche

von Detern erbaut worden sein. Die Giebelmauer dieses Hauses kamte aus dem 14. Jahrhundert. Somit ist wieder ein Wahrzeichen des alten Deterns verschwunden.

Damme. Durch einen Getreidehalm das Auge verloren. Die Frau des Landwirts D. in Döbitz stieß sich bei den Erntearbeiten einen Halm ins linke Auge. Die Verletzung verursachte große Schmerzen, so daß die Frau eilends zum Augenarzt überredet wurde. Leider war das Auge nicht mehr zu retten; es mußte herausgenommen werden.

Dem Gederten Otto Weddigen.



Kapitänleutnant Otto Weddigen, der heldenhaftige Führer der „U 9“ und „U 29“, dessen Geburtsort sich am 15. September um 50. Male jährt. Weddigen verlebte mit „U 9“ am 22. September 1914 an der holländischen Küste drei englische Panzerkreuzer und am 15. Oktober ein viertes englisches Kriegsschiff. Am 18. März 1915 erlitt ihm sein letztes „U 29“ beim Angriff auf die britische Hauptflotte von dem U-Boot „Dreadnaught“ überannt wurde.

Volkswirtschaft.

Gefahren der Fischmehlkontingentierung. Der deutsche Fischmehlimport soll gegenüber der Erntehöhe des Jahres 1931 um 50 Prozent verringert werden. Mit diesem Plan der Regierung kann sich die nordwestdeutsche bäuerliche Veredlungswirtschaft nicht einverstanden erklären. Wir stehen in Deutschland — besonders bei möglicher Konsumvermehrung und Kaufkraftsteigerung — vor der Alternative, entweder mehr fleisch, Speck und Fett einzuführen, was dem Vain des Bauerntums gleichkäme, oder unseren Viehbestand zu vermindern. Für letzteres ist aber Voraussetzung, daß qualitativ und preislich rentable Futtermittel in genügenden Mengen zur Verfügung stehen. Aus mancherlei Gründen wird in diesem Jahre die Kartoffel als Futtermittel eine besondere Rolle spielen. Kartoffeln bedürfen jedoch einer härteren Bekämpfung von Eimeis als andere Grundfrüchte. Diese Eimeisharnt der Kartoffel zu kompensieren, ist das Fischmehl mit seinem besonders leicht verdaulichen Eimeis in hervorragender Weise geeignet, zumal Fischmehl zur Zeit sehr billig ist, um etwa 50 Prozent billiger als vor zwei Jahren. Stedler und kleine Leute auf dem Lande, die sich ein oder einige Schweine halten, sind geradezu auf Fischmehl angewiesen; das Schwein war von jeher die Spargelbuche des kleinen Mannes. Da die einheimischen Fabriken bislang nur 10 bis 20 Prozent des inländischen Bedarfs zu befriedigen vermochten und das Fischmehl als Beifuttermittel sogar noch die Verfüllung deutscher Futtermittel bedrückt, scheint die Berechtigung einschneidender Maßnahmen für Fischmehl kaum gegeben, zumal solche Maßnahmen außerdem unserem Interesse im Handelsverehr mit England und Norwegen entgegenstünden, mit denen wir bisher eine aktive Handelsbilanz zugunsten Deutschlands unterhielten. Soll aber noch eine Kontingentierung vorgenommen werden, so darf hierfür in keinem Fall das Jahr 1931 zugrunde gelegt werden, das infolge der niedrigen Schweinpreise nur eine äußerst geringe und unternormale Einfuhr an Fischmehl aufzuweisen hat.

Humor und Satire.

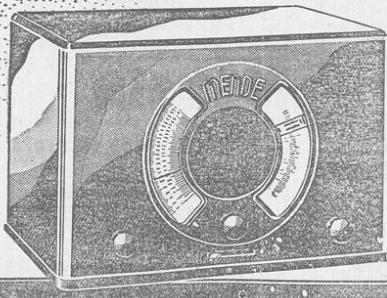
Der Herr Professor kommt zu einem alten Freund, dem Arzt, und vertieft sich gleich in ein Gespräch. Nach einer halben Stunde fragt der Arzt beiläufig: „Was, und wie geht es Ihrer Familie?“ Worauf der Professor aufspringt: „Ach Gott, ich bin ja gekommen, um Sie zu holen — meine Frau ist in Ohnmacht gefallen!“

50 Stationen

und mehr empfangen Sie mit Mende 138. Jede Station ist ablesbar, Sie stellen nur den Zeiger auf den gewünschten Sender. Mende 138 hat keine Korrekturknöpfe, ist trennscharf wie kein anderer seiner Klasse, er besitzt alle Vorteile, wie Tonblend-Störbeseitiger und als ganz besondere technische Neuerung zweifach geeichte Stationsskala, ist klangschön u. leicht bedienbar. Der Sieger der großen Deutschen Funkausstellung 1932!

MENDE 138

Erhältlich in allen Fachgeschäften



Wer vergleicht, findet Mende 138 unerreicht!

Mende 138.
RM 138.- o. R.
1 Mende-Dynamo Spezial
RM 58.-
oder als Kombination mit
dynamisch. Lautsprecher
Mende 180.
RM 180.- o. R.
Bakelitegehäuse
Mende 194.
RM 194.- o. R.
Nußbaumgehäuse

Nordenham.

Vergessliche Liebesmüh. Wie schon oft zuvor, treten auch in letzter Zeit wieder Kommunisten an SPD-Leute heran, um diese zum Besuch einer kommunistischen Veranstaltung zu bewegen. Man verfolgt hiermit ausschließlich das Ziel, diese Teilnahme in ihren Zeitungen agitatorisch auszuwerten. Selbstverständlich sind die vorgeschobenen Gründe durchsichtig genug, als ob noch jemand darauf hereinfallen könnte. Eine Einheitsfront ist nicht auf dem Wege weiterer Zersplitterung erreichbar.

Strandbad Nordenham. In einer gestern abgehaltenen Sitzung der Strandbadkommission wurde beschlossen, den Wirtschaftsbetrieb der Strandbälle bis einschl. 18. d. M. aufrechtzuerhalten. Der Badebetrieb soll bei günstiger Witterung bis zum 30. d. M. durchgeführt werden. Ferner wurde beschlossen, ab 11. d. M. Eintrittsgeld zum Strand nicht mehr zu erheben und die nächsten Tage für den halben Preis, also für 50 Pf. pro Tag zu vermieten. Da am 19. September die Strandbälle frei wird, kann in diesem Jahre die Einlagerung der Bälle in der Zeit vom 20. bis zum 30. September vorgenommen werden.

Diebstahl in den Gärten. In der letzten Zeit mehren sich die Klagen über Garten- und Diebstahl. Während die Gartenfrüchte wohl durchweg von Erwachsenen gestohlen werden, wird das Obst vielfach auch von Kindern entwendet. Da das Obst und namentlich die Äpfel in den meisten Fällen noch völlig unreif und deshalb ungenießbar sind, wird es dann angehenkt und meist fortgeworfen. Eltern, die die betragschweren Schäden hat zu machen und sollten ihre Kinder deshalb anhalten, solche Ungehörigkeiten zu unterlassen. Vielfach wird an den Bäumen noch größerer Schaden durch Abreissen ganzer Zweige und Äste verursacht als das Obst wert ist. In einer der letzten Nächte wurde in der Baumbelonomie „Nachtgäster“ ein Apfelbaum vollständig gekaput gemacht. Um sich gegen solche Diebstähle zu schützen, haben viele Gartenbesitzer Fußgänger gelegt, auch sind von der Verwaltung der Gemarkung Nachwachsenden eingerichtet. Die Leitung der Gemarkung ist gewillt, hier scharfere Durchsuchungen und werden Mitglieder, die in dieser Hinsicht Angelegenheiten klagen, gebeten, dem Vorstand Mitteilung zu machen.

Weitere Kündigung von Tarifverträgen. Durch den Verband Deutscher Reeder wurden die Manteltarife sowie die Feuer- und die Zugschiffverträge für Passagierfahrten auf den 30. September gekündigt. In der Passagierfahrt sind ebenfalls sämtliche Tarife gekündigt. Dieses hat zur Folge, dass die Reeder und Zugschiffverträge für Charterdampfer. Wir weisen noch darauf hin, daß auch die Firma „Nordsee“ an diesem Tarifvertrag beteiligt ist.

Ein festerer Fang. Stark umlagert war gestern der Wagen eines hiesigen Fischhändlers. Dieser hatte nämlich einen Störz gefasst, den der Granatfischer „Fischer“ aus Reddermader gefangen mit sich gefangen hatte. Der Störz wog über zwei Zentner.

Starker Gewitterregen. Das heftige Gewitter war von einem wolkenbruchartigen Regen begleitet. Straßen und Plätze liefen über und über einem See, und viele Keller liefen voll Wasser. Das Gewitter hat einen größeren Schaden nicht angerichtet, abgesehen von der Vieh verdrängt in Gefangen einfiel.

Aus der Reichsbanner-Verammlung. Die hiesige Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Weiß hielt am Donnerstag in der „Friedeburg“ ihre Monatsversammlung ab, die leitend der Trommler und Pfeifertruppe mit einem feierlichen Musikkonzert eingeleitet wurde. Der erste Punkt der Tagesordnung konnte der Vorsitzende Janßen einige neue Mitglieder begrüßen und auf die Bundesversammlungen verpflichten. Nach Vereinerung der Eingänge und Berichtserstattung von der Arbeitergemeinschaft, der Verfassungsförderung um erstattete der Kassierer den Kassierbericht. Abgeschlossenheit der Revidoren konnte eine Entlastung nicht erteilt werden. Unter „Berichtserstattung“ wurde in der Hauptfrage die Kleidungsfrage, das Sanitätswesen usw. besprochen. Die Verammlung wurde

Edith Rodefellers verheirathete Millionen.

Der 2 Millionen-Dollar-Schmud kommt zum Vorschein. — Der Schweizer Freund als Haupterbe.

Der Tod Edith Rodefellers, der Tochter des großen amerikanischen Oelkönigs, die später als Mrs. McCormick immer wieder die Öffentlichkeit beschäftigt hat, läßt auch jetzt Amerika nicht zur Ruhe kommen. Fast täglich gibt es in der Presse Nachrichten über die Verhältnisse, die so recht zu dem zentralistischen Bild dieses entsetzt vertrieben der amerikanischen Geldaristokratie passen.

Als Edith McCormick vor kurzem starb, fand man in ihrem Nachlaß nicht einen Cent mehr vor und auch von ihren weltberühmten, kostbaren Juwelen fehlte jede Spur. Es lösten völlig räthselhaft, wieso die Millionärstochter, die von ihrem Vater seinerzeit eine Mitgift von 40 Millionen Dollar bekommen hatte, ihr Vermögen im Laufe der Jahre so gründlich durchbringen konnte. Vergeblich suchte man das Räthsel der verschwundenen Millionen zu lösen — die Erben konnten nichts entdecken.

Es fehlte aber schon damals nicht an Stimmen Eingeweihter, die fest und fest behaupteten, daß diese Millionen doch bald zum Vorschein kommen würden. Es ließ, daß diejenigen amerikanischen Verwandten, die auf die Erbschaft Anspruch hatten, solange sie die fehlenden Millionen und den außerordentlich wertvollen Schmud nicht „finden“ würden, bis es feststünde, wem Edith Rodefeller eigentlich die Besitztümer hinterlassen hat. Personen, die mit den Verhältnissen der verstorbenen Millionärin genau vertraut waren, ließen durchblicken, daß Edith offenbar auch einen sehr beträchtlichen Teil ihres Vermögens einem langjährigen Freund, dem Schweizer Architekten Edwin Krenn, hinterlassen haben dürfte.

Zwei Testamente tauchen auf.

Inzwischen wurden im Palast der Verstorbenen

die Nachforschungen nach einem hinterlassenen Testament und Aufzeichnungen über das Vermögen fortgesetzt. Jetzt wird bekannt, daß nicht nur ein, sondern gleich zwei Testamente vorhanden waren. Die letztwilligen Verfügungen scheinen eine beruhigende Wirkung hervorgerufen zu haben, denn nun sind plötzlich auch die berühmten Juwelen Edith Rodellers zum Vorschein gekommen, deren Wert mit mehr als zwei Millionen Dollar veranschlagt wird. Es handelt sich hierbei um zwei einigartiger schöne Diamantenketten, zwei Paare Brillanten-Bouquons, die aus ausgesucht reinen, großen Steinen bestehen, vier prachtvolle Brochen und eine ganze Anzahl weiterer Juwelen, die einen ganzen Panzerreifer füllen. Personen aus dem engen Bekanntenkreise Ediths behaupten übrigens, daß aus ihrem Besitz an Kostbarkeiten noch vieles fehle, so das bekannte große Goldschiff, das zu den Prunkstücken ihres Salats zählte, sowie zahlreiche andre Kostbarkeiten.

Durch den Inhalt der beiden Testamente ist die Frage der Erbschaft Edith Rodellers allerdings noch lange nicht geklärt. Eine dieser letztwilligen Verfügungen wurde am 8. August, also kaum drei Wochen vor dem Tod der Millionärin, errichtet und enthält die Bestimmung, daß fünf Zwölftel des Nachlasses dem Schweizer Architekten Edwin Krenn zufließen sollen. Der Inhalt des zweiten Testaments ist noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, doch heißt es, daß die Erben es als Grundlage zu einem Anfechtungsprozeß benutzen wollen, mit dem sie die Gültigkeit des Testaments vom 8. August bestritten werden. Dem Vernehmen nach sollen sich die amerikanischen Erben mit der Bestimmung, alle Schritte zu unternehmen, um die dem Schweizer Architekten hinterlassenen Millionen selbst zu behalten.

Aus Brate und Umgegend.

Seltener Granat. In der Brate macht sich ein seltener Granat immer häufiger bemerkbar. Die Fischer finden ihn in den Kegen in der Höhe von Brate bis zur Strohauser Mäde. Er unterscheidet sich vom übrigen Granat dadurch, daß er auf dem Kopfe eine scharfe Spitze führt, vorne schmal und hinten breiter, genau wie der sogenannte Fischschwanz unter den Ägen. Im übrigen ist er genau so groß wie der bekannte in den Watten gefangene Granat. Wertwürdig ist, daß er sich in der Brate aufhält, die doch, wenn auch auf dieser Straße nicht gerade Süßwasser, so doch mindestens Brackwasser führt. Insofern unterscheidet sich dieser Granat von seinem bekannten Bruder. Es wäre interessant zu erfahren, wie dieser früher hier nicht bekannte Granat in unsere Gewässer kommt. Vielleicht ist er genau wie die Wollhandstrasse zu uns aus dem Ausland gekommen. Uebrigens hat die Wollhandstrasse sich in unseren Gewässern stark vermehrt.

Von den Brieftaubenzüchtern. Der Brater Brieftaubenzüchterverein „Weserflut“ veranstaltet am morgigen Sonntag einen großartigen Propagandafahrt. Der Verein hat sich um diese Veranstaltung sehr bemüht, es ist ihm gelungen, für den Werbefahrt etwa 1500 Brieftauben von auswärts heranzuschicken. Die Züchter des Brater Vereins haben dazu nur gutes Material, das haben die bisherigen Flüge der Tiere bewiesen. Das Ausflügen der Tauben erfolgt auf der Raje. Es ist dies ein seltenes Schauspiel, das sich die Tierliebhaber sicherlich nicht entgehen lassen werden.

Winterfahrten der Weser-Reederei. Die Weser-Reederei richtet ab Montag einen Winterfahrplan ein. Der mit Zentralheizung und zwei großen Salons versehenes Dampfer „Brate“ wird für den Dampfer „Weser“ in der Fahrt von Bremen nach Brate und Bremerhaven eingelegt und fährt täglich um 8 Uhr ab Bremen, Bremerhaven 1 und um 10.40 Uhr ab Brate nach Bremerhaven. Die Rückfahrt von Bremerhaven findet um 15.30 Uhr statt und um 17.20 Uhr von Brate. Der Dampfer „Schmidt“ wird ebenfalls umgebaut und vollkommen neuverfittet, ist, fährt täglich um 8.30 Uhr von Brate nach Bremen, Raderbrücke und Zwischenstationen. Die Rückfahrt von Bremen, Raderbrücke, findet um 17.30 Uhr statt und um etwa 20 Uhr trifft der Dampfer in Brate ein. Die Abfahrts- und Ankunftszeiten des Dampfers „Schmidt“ sind so gesetzt, daß Anstich an die Raje von und nach Eilsfeld, Großenmeer und Nordenham besteht.

Vom Fabrikarbeiterverband. Am morgigen Sonntag, nachmittags 2 Uhr, hält der Fabrikarbeiterverband Brate eine äußerst wichtige Verammlung bei Büßing in der „Friedeburg“ ab. Auf der Tagesordnung steht u. a.: „Die Notverordnung vom 5. September 1932 und ihre Auswirkung auf Löhne und Lärz“. Dieses hochaktuelle Thema wird wohl, eben, auch von den für Verammungen sich nur wenig interessiert, aufhorchen und sich darüber in dieser Verammlung unterrichten lassen. Es geht um die Wahrung der ureigensten Interessen. Die organisierten Arbeiter derjenigen Verbände, welche unter dem Tarifvertrag des Fabrikarbeiterverbandes arbeiten, sind verpflichtet, zu erscheinen. Der Vorstand erwartet ein volles Haus.

Hohe und Niedrigwasserzeiten in Brate. Sonntag, den 11. September, Hochwasser: 11.25 Uhr und 1.45 Uhr; Niedrigwasser: 5.45 Uhr und 18.40 Uhr. Montag, den 12. September, Hochwasser: 0.20 Uhr und 12.40 Uhr; Niedrigwasser: 7.10 Uhr und 20 Uhr.

Aus Furcht vor dem Mann ins Wasser springen.

Ein tragisches Unglück hat sich gestern Abend in Berlin am Teltowkanal zugetragen. Hier sprang eine 31 Jahre alte Ehefrau mit ihren drei Kindern aus Furcht vor den Gewaltthaten ihres Mannes ins Wasser. Ehe den Lebensmitleid Hilfe gebracht werden konnte, waren sie bereits ertrunken.

Anzeigenteil für Brake, Nordenham u. Umgegend

„Braker Hof“

Sonntag, den 11. Sept.: Tanzkränzchen

Eintritt 50 Pf. Tanz frei. Es ladet freundlich ein Frau Becker

Private Kraftfahrtschule

für alle Klassen! Gründliche Ausbildung, auch ohne Berufsstörung!

Brake Telefon 430

Joh. Stamerellers,

Betten

vielerlei aus Holz, gerichtet Feder- und damenbedeutend. Letzt m. guter Feder-Halbdauern- oder Damenfüßler liefert es stets sofort in jeder gemüthlichen Preislage.

Joh. Ohm, Brake i. O.

Sattige, helle, süße, wohlsmekende Sultana-Rotinen Pld. 36, auch als Näscher für Kinder sehr beliebt (Pld. 9 g) Konf.-Verein Unterwieseler

Hammelwarden.

Die Urliste der in der Gemeinde Hammelwarden wohnhaften Personen, die zum Antrage eines Schöpfen und Gekühnwehren berufen werden können, liegt im Gemeindebüro vom 9 bis 16. September 1932 öffentlich aus.

Hammelwarden den 7. September 1932. Gemeindevorstand. R. d. R.

Alle Rundfunk-Zeitschriften

durch das „VOLKSBLATT“ Geschäftsstelle Nordenham, Tel. 2250

Möbeln

kaufen Sie gut und preiswert

Theodor Michels

Jahnstraße 7 Tel. 2184

Beerdigungs-Institut „Pietät“ Lager in Eichen- und Tannensärgen.

Friedeburg

Sonntag, 11. September, nachm.

Konzert mit Tanz

Abends Tanzkränzchen

Blexen.

Bahnhofs Hotel

Sonntag, 11. Septbr.

Tanz

Es ladet freundl. ein Joh. Freis.

Wollen Sie

injizieren, dann berücksichtigen Sie im eigenen Interesse das weitverbreitete „Volksblatt“

Autofur

2888

Friedrich Duden, Nordenham.

lassen Sie Ihre Nähmaschine

Schreibmaschine nur vom Fachmann reparieren.

Arthur Bauer

Mechanikermeister, Nordenham, Str. 97, Fernruf 2506.

Nordenham.

Die Strandbälle können vom 30. bis zum 30. September d. J. unter den üblichen Bedingungen in der Strandhalle eingelagert werden.

Nordenham, den 9. September 1932.

Stadtmagistrat Nordenham.

J. W. Lorenzen.

Ausfahrschein! Gültig ab 12. September.

Winter-Fahrplan

der Weser-Reederei G. m. b. H.

Tägliche Dampferfahrten von Brate.

Dampfer „Zuidt“, vollst. windgesch. umgebaut

von Brate 8.30 Uhr

von Bremen (Raderbrücke) 10.30 Uhr

an Brate 20.00 Uhr

Dampfer „Brate“, mit Zentralheiz. u. 2 Salons

von Bremen (Freihafen I.) 8.00 Uhr

von Brate 10.40 Uhr

an Bremerhaven 12.30 Uhr

von Bremerhaven 15.30 Uhr

von Brate 17.20 Uhr

an Bremen (Freihafen I.) 20.00 Uhr

Begleat, Blumenthal und Farge werden angelassen. Hammelwarden nur bis Ende September.

Es kostet die Hin- und Rückfahrt von Brate nach Bremen RM. 1.00

nach Bremerhaven, Farge, Blumenthal und Begleat RM. 0.50

Abend unter 10 g. bis 11.15, unter 4 g. sind freifahrtlos! Brate b. Arnold Thielens GmbH, Mitteldeichstraße 5, und am Anleger.

Hamburger Riesen

das große Rosinenbrot zu

RM. 1.-



Schmackhaft, billig, ergiebig und wegen des süßen, würzigen Geschmacks besonders

von Kindern geschätzt und deshalb der

zeitgemäße Sonntagskuchen

Konsumverein „Unterweser“

